



## Wir kommentieren

**den Kongreß der Priestergruppen in Amsterdam:** Herausforderung durch leidenschaftliches Engagement – Drastische Bilder als Sprache des Leidens der Völker – Auf Schreie antwortet man nicht mit Analysen – Gegenstimmen – Solidarität, anstatt Diskussion – Eucharistische Feier, die Ruhe im Sturm – Dampfkessel- oder Initialzündung?

**Dokumente der Verwirrung:** Merkwürdiges Studienmaterial des «Seminars für theologische und philosophische Diskussionen» – Angriffe gegen die konziliare Erneuerung – Die «blasphemische» Konzeption begann schon unter Pius XII. – Substitut Montini, Haupt der Modernistenclique – Gegen Teilhard, Darwin und das allgemeine Wahlrecht – Diffamierung der Prager «Neuerer» – Wer steht dahinter? – Wer ist P. Haban? – Jan Mara und die Restauration

des Klerikalismus – Nur keine Laien! – Eine Brücke zu Maßnahmen des Regimes – Eine Welle von Absetzungen – Der plumpe Trick mit der Emigration – Wer schießt auf die eigenen Brüder? – Opfer und Komplizen der Verwirrung.

## Literatur

**Peter Handke (2):** Ein Höhepunkt seiner Prosa – Die Angst des Tormanns beim Elfmeter – Die Bühne bietet noch größere Autonomie der Sprache – Publikumsbeschimpfung, ein Stück für das Theater gegen das Theater – Totale Aktualisierung – Dramatische Aktion auf Sprache reduziert – Fortschreitende Sprachisolierung mündet ins Schweigen – Konsequent bis zur Pantomime – Was ist neu bei Handke? – Der Anachoret in der Wüste – Sprache als Fluchtweg in einen noch unbesetzten Erlebnisbereich – Die

junge Generation fühlt sich angesprochen – Doch die erreichte Freiheit steht lediglich auf dem Papier – Nichts mehr als ein Dichter? – «Das tut mir leid».

## Ekklesiologie

**Orthodoxe Modelle für Synode und Ortskirche:** In der Emigration suchten russische Theologen nach dem Wesen ihrer Kirche – Die Ortskirche wurde wieder als Realität erlebt – Frontstellung gegen römischen Zentralismus und orthodoxe Autokephalie – In der universellen Ekklesiologie ist der Primat notwendig – Kirche verwirklicht sich als Leib Christi – In der Eucharistie tritt überall die ganze Kirche in Erscheinung – Kommunion der Ortskirchen in der Identität des Glaubens – Der Bischof als Zeuge des Glaubens – Permanente Konziliarität – Was heißt Primat?

## Die Posaunen des Gerichts

Eine Stimme aus Haiti rief: «Ich lade Sie ein, von diesem Augenblick an auf eine radikal neue Weise zu denken!» Eine Weltenwende wurde verkündet. Ein Gericht erging über das mörderische System des internationalen Kapitalismus mit seinem Drachenkopf in den Vereinigten Staaten. Der Tod der Kirche wurde verheißt – nein, nicht verheißt, die Aufforderung ertönte, sie zu liquidieren. Wie bis jetzt der Tod Christi gefeiert wurde, so sollten kommende Generationen auch den Tod der Kirche feiern. – In dieses apokalyptische Bild mischten sich Schreie und Tränen aus Vietnam und Palästina, aus Angola und Spanien und aus vielen Ländern Lateinamerikas. Ein Engel mit Schwert und Feuer ging um. Es sprach nicht der überlegene Verstand. Die Leidenschaft und die Leiden vieler Völker rangen um Worte.

### Schrille Töne

Der *Internationale Kongreß der Priestergruppen in Amsterdam* war kein Arbeitskongreß. Zwar wurden am Ende noch rasch viele Texte und Resolutionen verabschiedet. Doch diese trompeteten nur Anklagen und Forderungen in die Welt hinaus und waren bar jeder detaillierten Situationsanalyse. Der Kongreß konnte kein Arbeitskongreß sein. Der Franzose *J. Cardonnel*, ein Magier der Sprache, der mit Worten wie mit farbigen Bällen jonglierte, verkündete: «Wir haben Schreie – die Schreie vieler Millionen Menschen gehört. Auf Schreie antwortet man nicht mit Reden und Analysen. Die einzige wahre Antwort

lautet: Wir müssen alles, was wir tun, in Frage stellen. Die Organisation der westlichen Welt destilliert aus allen ihren Poren die Ungerechtigkeit.» – Diese Worte fanden stürmischen Beifall. Einige stampften jedoch zum Zeichen ihrer Unzufriedenheit.

Die Tagung der Priester, zusammen mit einer ordentlichen Zahl von Laien, war geprägt, ja zeitweise fast besessen von den Problemen der notleidenden Welt. Die Kirche blieb dabei nicht unverschont. Verschiedene Stimmen stellten sie radikal in Frage. Manche lehnten die Unterscheidung zwischen einem heiligen, unwandelbaren Wesen und fehlerhaften Ausdrucksformen bewußt ab. Sie sahen in solchen theologischen Aussagen Relikte eines überholten Welt- und Kirchenbildes. Vor allem aber witterten sie darin Versuche, im Grunde doch alles beim alten zu belassen und die gottlose «Kuppelei» zwischen Kirche und kapitalistischem System zu rechtfertigen. – Was boten sie dafür an Neuem?

Einer antwortete in einem Bild: «Wenn ein Haus brennt, fragt man nicht, ob man noch ein anderes Haus besitzt, ob es draußen regnet oder ob die Sonne scheint. Man stürzt hinaus.» – Andere bezeugten eine größere Hoffnung: «Wenn die Kirche als Gesellschaft stirbt, dann ist der Weg frei, daß sie als Volk auferstehen kann. Was das genau ist, wissen wir nicht. Nur die Zukunft kann es uns lehren.»

### Solidarität

Solche Prophezeiungen genügten keineswegs allen Kongreßteilnehmern. Trotz hoher Spannung und Momenten leidenschaftlicher Vereinfachung vermochte der Kongreß im ganzen

eine echte Vielschichtigkeit zu bewahren. So gab es verhaltene und eindringliche Stunden. Fast zu Anfang sprach ein Bischof von den Philippinen, ein älterer, bescheidener Mann in farbigem Hemd und mit Krawatte. Er berichtete von den Priestergruppen in seinem Land. Er erwähnte deren Anklage gegen die Bischöfe. Er legte nur dar, aber man spürte, daß er mindestens in vielen Punkten den Priestern recht gab. Ein Tag später war ein holländischer Bischof, *Ernst von Breda*, anwesend. Er stellte sich heiklen Fragen. Er wußte aber Antworten zu finden, die von einem sehr großen Teil der Zuhörer mit hoher Zufriedenheit aufgenommen wurden.

Auch in den 25 Arbeitskreisen kamen sehr verschiedene Stimmen zu Wort. In gelassenem Ton wurden harte, alltägliche Erfahrungen ausgetauscht. Viele betonten die Notwendigkeit der kleinen Schritte. Andere unterstrichen, daß die Kirche gerade dann am besten für die Menschen arbeite, wenn sie sich selbst reformiere. – Selbst die Volkstribüne der unterdrückten Völker fanden im persönlichen Gespräch viel nuanciertere Worte als hinter dem Mikrophon. Sie anerkannten ihre übertreibenden Vereinfachungen. Trotzdem nahmen sie nichts zurück. Sie verteidigten ihre harten Formulierungen durch «politische» Gründe. Jedes Unterscheiden werde de facto nur benützt, um die unmenschlichen Zustände zu verschleiern und die Komplizenschaft der Kirche zu vertuschen. Für den Einwand, eine radikal revolutionäre Sprache wecke bei vielen gerade eine Gegenhaltung, zeigten sie wenig Verständnis. So kam es, daß nicht nur in den Programmreden, sondern auch im konkreten Verlauf des Kongresses sich harte Spannungen bemerkbar machten. Vor allem die Wortführer von Nord- und Lateinamerika standen sich klar gegenüber. Die Positionen konnten kaum geklärt werden. Besonders die Lateinamerikaner, unterstützt durch viele Vertreter der romanischen Länder Europas, wollten Solidarität und nicht Diskussion. Wer nicht mit uns ist, ist gegen uns. Nach einigem Zögern stimmte die deutsche Delegation dieser Richtung zu.

Zu einem Höhepunkt des Kongresses wurde für viele Teilnehmer die feierliche Liturgie am zweitletzten Abend. Nach Tagen voller Spannung und großer Hetze trat für kurze Zeit eine echte Entspannung ein. Man fand sich mit den gastgebenden Familien zu einer frohen Gemeinschaft zusammen. War es eine Flucht vor den unbewältigten Fragen in den Raum einer noch scheinbar heilen Welt? War es ein Zeichen, daß die christliche Befreiung, die während des ganzen Kongresses in politischen Tönen unablässig gefordert wurde, ihren höchsten Ausdruck doch nur in der brüderlichen Feier finden kann? – Solche Fragen konnten nicht geklärt werden. Der Kongreß lief auf einer andern Linie.

### Wer kann urteilen?

Was war das Ergebnis der ganzen Bemühung? Keiner der Teilnehmer konnte unverändert nach Hause gehen, es sei denn, er hätte sich während der fünf Tage bewußt und kalt von dem distanziert, was als Aufruf auf ihn zukam. In Amsterdam war eine neue Art, sich mit der christlichen Botschaft auseinanderzusetzen, erlebt und durchgestanden worden. Der Ausgangspunkt war nicht mehr die Reflexion oder die Meditation über heilige Texte. Man ließ sich vom gebieterischen Appell aus der gegenwärtigen Stunde treffen, und man suchte recht und schlecht eine vom christlichen Geist inspirierte Reaktion. Vieles blieb dabei zweideutig, ja äußerst zweideutig. Aber man stand dazu. Man sah den Glauben als Geschichte, und die Geschichte ist wie ein Eisberg. Der größere Teil bleibt verborgen.

In einer Zeit, in der viele Reden rein intellektuell und hohl sind, vermochte der Kongreß seine Teilnehmer zu treffen. Für die Zukunft wird jedoch alles davon abhängen, ob der vitale Anstoß zu Hause durch äußerst solide theologische und gesellschaftspolitische Analysen ergänzt und durch viele kleine,

gut überlegte Einzelschritte in die Tat umgesetzt wird, eine Aufgabe, die allerdings nicht nur die Priestergruppen, sondern die ganze Kirche angeht. Fehlt diese Arbeit, dann wird sich Amsterdam nachträglich als überhitzter Dampfkessel entlarven. Nach dem Entweichen des Dampfes bleibt dann nur Enttäuschung und Resignation zurück. Wegen dieses vitalen Charakters kann der Kongreß von keinen theologischen Positionen her eindeutig gemessen werden. Wer ein Urteil sucht, dem muß geantwortet werden: Schaut auf die Früchte, und Ihr werdet sehen.

*Raymund Schwager*

## Komplizen der Verwirrung

«Wir meinen, daß es innerhalb der Kirche Gläubige gibt, die leider ihre junge Kirche noch gar nicht erkannt haben. Stellen wir uns die Tragik vor, wenn auf einem Kampfplatz nebst dem unsinnigen Maschinengewehrfeuer auf Feinde aus Unachtsamkeit auch noch auf Freunde geschossen wird!» Diese Klage lasen wir zufällig in einem Referat, das in der scheinbar so ruhigen und friedlichen Schweiz im Hinblick auf die Synode '72 gehalten wurde.<sup>1</sup> Die Autoren, zwei verheiratete Männer von 28–30 Jahren, klagten noch konkreter über eine «maßlose Trauer», die heute in vielen Gemeinden herrsche. Gegenstand dieser Trauer sei das Ende von überholten Formen kirchlicher Arbeit. Die Folge davon sei, daß «die Tränen die Augen blind machen und das Gejammer die Ohren taub für so viele Anfänge neuen Lebens». Noch schlimmer: Positives Engagement werde verleumdet, gebremst und verhindert.

Diese Feststellungen aus der eigenen Heimat zu lesen, verblüffte uns. Was hier vor allem über die Jugendarbeit in den Gemeinden gesagt wurde, paßte fast Wort für Wort zu Dokumenten, die uns über die Theologie und Erwachsenenbildung in einem osteuropäischen Staat zugekommen waren. Von diesen Staaten unter kommunistischer Herrschaft wird uns ja bei verschiedenster Gelegenheit die «Geschlossenheit der Gläubigen unter dem Episkopat» als Vorbild hingestellt. Tatsächlich gibt es solche Deklamationen dann und wann, zum Beispiel auf internationalen Treffen, auch von Vertretern solcher Staaten selber zu hören. Dann ist aber meist gleichzeitig von «korrekten Beziehungen» zwischen Kirche und Staat und von der «verfassungsgemäß garantierten» Religionsfreiheit die Rede. Der Eindruck entsteht, als bleibe im Zeichen des einmütig festgehaltenen «status quo» an Glaube und Liebe kaum mehr etwas zu wünschen übrig. Nur wer hier Hoffnung sucht, greift ins Leere. Der Blick in die Zukunft ist versperrt, und wer näher hinschaut, erfährt auch über die Gegenwart ein ganz anderes Bild, als es uns von manchen Lobrednern der «Martyrerkirche» und der «Kirche des Schweigens» vorgestellt wird. Die Dokumente bezeugen Aggressivität gegen die eigenen Brüder, Verblendung vor den Chancen des Geistes und eine merkwürdige Begabung, mit längst vergessenen Pastellfarben den Teufel an die Wand zu malen. Am falschen Ort.

### Gegen alles

Die Dokumente sind Studienmaterial eines «*Seminars für theologische und philosophische Diskussionen*», im folgenden STPD genannt.<sup>2</sup> Es wird seit einigen Jahren jede Woche abgehalten. Es kommen jeweils bis zu hundert Hörer. Die Mehrheit machen ältere Personen ohne höhere Bildung aus. Man findet aber auch Priester und junge Leute. Das Seminar findet in Prag statt. Es hat den «Frühling» ebenso überdauert wie sein Begräbnis, womit heute so gut wie alles unter den Boden gekommen ist, was an neuem geistigem Leben auch im Raum

der Kirche und besonders an ihren Türen und Fenstern, innerhalb und außerhalb der «Schwelle» aufgeblüht und an die Oberfläche gekommen war. Den Dokumenten zufolge konnte nichts erwünschter sein, als dieses Begräbnis. Sie polemisieren so ziemlich gegen alles, was das Konzil gebracht hat, ja selbst gegen die Idee des Konzils selbst. Daß diese dem Kardinal Montini zugeschrieben wird, nimmt man ebenso verblüfft zur Kenntnis, wie die Mitteilung, daß durch den Substituten Montini schon die Umgebung Pius XII. verseucht worden sei (siehe Kasten, Zitat 4 und 5). Der heutige Papst wird vor allem ob seiner Zustimmung zum Experiment der Arbeiterpriester, sodann ob seiner «neuen Messe» zum Urheber des Unglücks gestempelt, das in der «Linie Johannes' XXIII. – Pauls VI.» beschlossen liege (Zitat 2 und 3).

Auch die Ablegung der Tiara wird Paul VI. zum Vorwurf gemacht, ferner, daß er nicht gegen die Handkommunion und nicht entschieden genug gegen die «communicatio in sacris» (sakramentale Gemeinschaft mit andern christlichen Kirchen) angegangen sei. Diese Vorwürfe findet man in einem Kapitel mit der Überschrift «Anteil der Päpste und Bischöfe an der heutigen Krise». Ein anderes Kapitel trägt den Titel «Die internationale Organisation der (konziliären Reform)». Hier werden eine Reihe von Zeitschriften aufgeführt: Concilium, I-Doc, Tablet (England), National Catholic Reporter (USA), Orientierung (Schweiz), Publik (Deutschland), Informations Catholiques Internationales (Frankreich), Famiglia (Italien), Glas Konzila (Jugoslawien), Tygodnik powszechny (Polen), Via (Prag).

## Die Opfer an Ort und Stelle

Mit der letztgenannten Zeitschrift ist die unmittelbare Zielscheibe an Ort und Stelle genannt. Ihr Name war Programm: *Via*, der Weg, wie schon das Neue Testament und die Zwölfapostellehre vom Christentum und von Christus selber spricht. Vor dem «Frühling» hatte die Zeitschrift einen andern, nicht minder bezeichnenden Namen getragen: *Der geistliche Hirte*. Damals war sie noch das Organ der Friedenspriester.<sup>3</sup> «Via» erschien ab Frühjahr 1968 monatlich bzw. jährlich zehnmal. Neben einheimischen Autoren las man viele Übersetzungen bekannter Theologen verschiedener Richtungen aus ganz Europa: Karl Rahner und Hans-Urs von Balthasar, Jungmann und Guardini, Jean Guittou und Yves Congar, Patriarch Athenagoras und Bulgakow, Klostermann und Häring, H. Fries und Schoonenberg, Girardi und Maritain, Sudbrack, Schürmann, Tilman und Deissler. Fast jede Nummer enthielt auch eine Ansprache Pauls VI. Ferner wurde sein Credo veröffentlicht. Außer den Artikeln las man besonders gern kleinere Glossen. Die Zeitschrift, früher nur von Klerikern bestellt, wurde zu einem Blatt der «Intelligenza»: die Zahl der Abonnenten stieg von 2500 auf 6000. Doch mit Nr. 7 des dritten Jahrgangs, Ausgabe vom 30. September 1970, mußte sie auf Grund behördlichen Eingreifens sterben. Nunmehr erscheint sie wieder unter dem alten Namen «Geistlicher Hirte». Das sagt genug.

## Aus dem Kursmaterial eines «Seminars für theologische und philosophische Diskussionen»\*

### 1. Erneuerung = Umsturz = Per- version

Unter dem Titel «Wahre und falsche Reform» wird Yves Congar attackiert. Die «Phänomenologie des Konzilsreformismus und des Aggiornamento als einen ungeheuren Irrtum, beziehungsweise als einen Betrug» zu entlarven, ist Ziel dieses Kapitels, das in der Sprache des 19. Jahrhunderts zu einem Dokument des Ressentiments nach Art des Syllabus wird:

«Der Geist der (konziliären Erneuerung) ist klarer Ausdruck der heutigen Massenpsychose des allgemeinen Umsturzes, welcher sich in der Welt schon lange ausbreitet und jetzt auch in der Kirche eindringt. Es geht hier nicht so sehr um eine politische oder theologische, sondern um eine moralische Angelegenheit. Es ist eine moralische Krankheit. Ein handgreiflicher Ausdruck dieses Wahnsinns ist die inkohärente Kritik aller schon eingelebten Kircheninstitutionen und der (vorkonziliären) Mentalität, für welche man sehr verschiedene alberne und beschimpfende Namen findet, wie: Konstantinismus, Triumphalismus, Juridismus, Immobilismus, Formalismus ...» «Die Propagatoren und Autoren dieser Reformen sind jedenfalls perverse Leute, und die Masse der Gläubigen ist ohne jeden Schutz der Ansteckung dieser Psychose der Ablehnung des Alten und der Sucht nach Neuem ausgeliefert» (Seite 18).

### 2. Blasphemische «Linie»

Unter dem Titel «Akute Sünde der Kirche» äußert sich der Verfasser zum Thema Liturgie. Dabei erwähnt er, die heutigen Reformatoren sagten, die Kirche sei von der Ver-

gangenheit her durch viele Sünden belastet:

«Diese schändliche und blasphemische Konzeption, welche sich schon unter Pius XII. als Flüsterpropaganda auszubreiten begann, ist heute dank der (Linie) von Johannes XXIII. und Paul VI. sozusagen zur Heldenlegende der neuen Zeit geworden» (S. 22).

### 3. Das ursprüngliche Mißtrauen be- stätigt

Einleitungssätze zum Anhang «Kirche nach dem Konzil»:

«Die folgenden Überlegungen und Informationen sind bestimmt für (omnibus orthodoxis atque catholicis et apostolicis fidei cultoribus), welche fühlen, daß, was sich in der Kirche seit dem Amtsantritt Johannes' XXIII. offiziell durchgesetzt hat, ein bedenkliches Abweichen von der Tradition ist. Die weitere Entwicklung, welche bisher in der (Messe des Paul VI.) gipfelt – ihre Definition ist gegenüber derjenigen von Calvin nur darin unterschieden, daß sie unausgesprochen verneint, was Calvin ausdrücklich negierte – hat das ursprüngliche Mißtrauen voll bestätigt» (Seite 1).

### 4. Montini als Haupt der Clique

Aus dem Kapitel «Anteil der Päpste und Bischöfe an der heutigen Krise»:

«(...) Im 19. Jahrhundert hat auch der Nationalismus die Katholiken infiziert (...). Zu diesen nationalistisch eingestellten Würdenträgern gesellten sich die modernistischen Theologen, welchen die päpstliche Autorität, einziges Hindernis für die Verbreitung ihrer Irrlehren, ein Dorn im Auge ist. Diese

Clique von (progressiven) Theologen und Prälaten hat schon zur Zeit Pius' XII. funktioniert, und es ist dieser Clique u. a. gelungen, dem Papst einige ihrer Exponenten als Mitarbeiter aufzudrängen. Der hervorragendste von ihnen war *Mgr. Montini*. Man muß es seinem Einfluß zuschreiben, daß man in Frankreich die Institution der sogenannten Arbeiterpriester bewilligt hat. Von ihnen ist ein großer Teil abgefallen, so daß Pius XII. diese Weise der Pastoration gegen den Protest der französischen Bischöfe verbieten mußte» (Seite 7).

### 5. Papst Johannes zum Konzil über- redet

Wurde oben – völlig unbelegt – behauptet, der Abfall (!) eines Großteils der Arbeiterpriester sei dem Verbot Pius' XII. vorausgegangen, ja habe dieses provoziert, so erfahren wir hier die Neuigkeit, von wem Papst Johannes die Idee zum Konzil erhielt. Man möchte nun nur noch wissen, wer sie *Mgr. Montini*, damals notabene Erzbischof von Mailand, eingab. Das folgende Zitat stammt aus einem von mehreren Abschnitten, die gegen Papst Johannes gerichtet sind:

«Dieser Papst stand ganz unter dem Einfluß von *Mgr. Montini*; von ihm hat er sich auch zur Einberufung des Konzils überreden lassen» (Seite 11).

\* Aus: Kurs der aristotelisch-thomistischen Philosophie, Band IX, *Ethik*, Thomus II, datiert vom Dezember 1969, Prag. Die Zitate hier im Kasten stammen alle aus dem Anhang («Kirche nach dem Konzil»), der neu paginiert und vom Januar 1970 datiert ist. Die Überschriften zu den einzelnen Zitaten stammen von uns.

Neben den direkten und indirekten Angriffen auf «Via» finden sich in dem Studienmaterial eine Reihe von Attacken gegen die vom breiten katholischen Volk gelesene Zeitung *Katholické noviny*.

Vom Erfolg dieser im Umfang bescheidenen, vierseitigen Zeitung während des Prager Frühlings wurde in der «Orientierung» schon früher berichtet.<sup>4</sup> Er hielt auch nach dem 21. August 1968 an. Die Höchstzahl von Abonnenten betrug 160 000 und hielt sich bis Ende des letzten Jahres. Durch behördliche Papierkontingentierung wurde dann die Auflage auf 70 000 gedrosselt. Dagegen wurde aber mit so vielen Briefen bei allen möglichen Instanzen Sturm gelaufen, daß ab März die Bewilligung wieder beträchtlich erweitert wurde. Die große Zahl von Briefen scheint ihren Hintergrund in dem von der «Frühlingsredaktion» gepflegten regen Leserkontakt (Beantwortung von Zuschriften) zu haben. Beliebt waren ferner in der Zeitung die neuen Rubriken für Kinder und für die Jugend. Damit ist es seit dem 1. September nun wieder aus. Der Chefredaktor wurde abgesetzt und der Redaktionsrat aufgelöst. Diesmal nützten Leserbriefe nichts mehr.

Man kann sich fragen, worin die behördlichen Maßnahmen einerseits und die Angriffe im theologischen Diskussionsseminar andererseits zusammentreffen. Letztere finden ihren Höhepunkt, wo der seit zwei Jahren als Chefredakteur amtierende Pater auf infame Weise in die Nähe einer Romanfigur gebracht wird.

Anlaß ist eine Meditation zum Gleichnis vom Weizenkorn, das seine Schale ans Erdreich abgibt. Der Redaktor verglich damit die stetig notwendige Kirchenreform im «Austausch» mit der Entwicklung der Welt. Diese Bereitwilligkeit zur Angleichung an die Welt vergeicht das Seminarpapier mit der Geselligkeit des Pfarrers im französischen Roman «Clochemerle». Daß dieser sich angewöhnte, zwei Liter Wein im Tag zu trinken, sei das einzige Resultat dieser «pastoralen» Bestrebungen gewesen. Das Infame an der Sache ist, wie der persönlich ob seines fortschreitenden Eindringens in die «modernistische Lehre» angegriffene Redaktor assoziativ mit der Erinnerung an den in Prag sehr verbreiteten antiklerikalen Roman verknüpft wird, der vor keiner Laszivität zurückschreckt. Dabei stehen die Integrität wie auch die Besonnenheit des Redaktors außer Zweifel. Selbst das ihn absetzende staatliche Kirchenamt wußte ihm nichts anderes anzukreiden, als daß das Blatt nicht entsprechend zur berühmten «Normalisierung» beigetragen habe.

### Nur keine Laien!

Maßgebend war für die Behörde, wie bei allen Absetzungen der letzten Zeit, daß der Redaktor im Zuge der seinerzeitigen Ablösung der Friedenspriester im Direktorium der katholischen Dachorganisation «Caritas» an seinen Posten gekommen war. Hinter dieser formellen Sicht, die (im Sinne der Besatzungsmacht) stur alles rückgängig macht, was seit dem Frühling 1968 konzidiert oder toleriert worden war, steht der Ärger darüber, daß damals eine rein klerikale Kirche durch das entschiedene *Engagement von Laien* aufgebrochen wurde. So umfaßte der Redaktionsrat von *Katholické noviny* seither neben zwei Priestern vier Laien, während er jetzt wieder aus lauter Priestern nebst einem einzigen Laien, und zwar einem «Genossen», besteht. Dieses Engagement der Laien hatte sich ja auch besonders bei der Neuordnung des Religionsunterrichts ausgewiesen. Diese ist nun ebenfalls widerrufen worden. Wie in der stalinistischen Ära müssen die Kinder wieder zwecks genauer Kontrolle bei der Schuldirektion gemeldet werden, und zwar haben, dies ist eine Verschärfung, neuerdings beide Eltern zu unterschreiben. Die Angst, früher oder später den beruflichen Posten zu verlieren, wird dadurch vermehrt. Während der kurzen Zeit der Lockerung, da man sich nur beim Priester anmelden mußte und der Unterricht sowohl in der Kirche wie auch – im Falle von Raummangel – in Schulräumen durchgeführt werden konnte, haben in der Erzdiözese Prag rund 20 000 Schulkinder am Religionsunterricht teilgenommen. Vorher gab es in Prag überhaupt keine Unterweisung außerhalb des Gottesdienstes, während jetzt sämtliche Pfarreien unter Mithilfe verschiedener neu

tolerierter kleiner Ordenskommunitäten eingeschaltet waren. Für ihre Ausbildung und die der Laien hatte man rasch und effizient mit katechetischen Kursen eingesetzt. Daneben gab es die Kurse «Lebendige Theologie» mit wöchentlichen Vortragsabenden. Diese wurden manchmal von mehreren hundert Leuten, alte, junge und mittlere Jahrgänge, besucht. Träger war ein Kreis um die Zeitschrift «Via», ferner der inzwischen verstorbene evangelische Professor Hromadka. Man konzentrierte sich auf die beiden Konzilsdokumente über die Kirche und die Kirche in der Welt von heute. Als Referenten vom Ausland kamen Karl Rahner, Klemens Tilman, Bernhard Häring und Ferdinand Klostermann. Von andern Referenten, wie zum Beispiel von Prof. Philips in Löwen, wurden eingesandte Referate in Übersetzung vorgelesen. In dieser Unternehmung hat man somit das konziliare Gegenstück zum STPD zu sehen.

Wir haben uns nun noch damit zu beschäftigen, in welcher Richtung personelle und allenfalls ideologische Beziehungen zwischen dem STPD und der behördlichen «Normalisierung» des Direktoriums der «Caritas» aufzudecken wären und welche Verbindungen zu ausländischen Quellen feststellbar sind.

### Gegen Darwin und das allgemeine Wahlrecht

Leiter des STPD ist *Peter Haban* OP, ehemals Professor im Seminar von Leitmeritz. Er gehörte zu den christlichen Vertretern der CSSR auf dem Treffen von Christen und Marxisten in Marienbad (Frühjahr 1967). Seine damaligen Beiträge kann man in den offiziellen Dokumenten der Paulusgesellschaft Nr. 19 («Schöpfung und Freiheit», München 1968) auf den Seiten 153 und 506 nachlesen. Da findet man zum Beispiel folgenden Satz: «Wenn Eltern jedoch ihre Kinder nicht zum Religionsunterricht schicken, obwohl sie dies könnten, so trifft das Regime dafür keine Schuld.» Ein anderer Satz lautet: «Mir scheint, es ist vor allem wichtig, daß der Staat das Bewußtsein gewinnt: die Kirche ist nicht gefährlich.» Haban fand damals (1967), es gebe Anzeichen, daß dieses Bewußtsein (beim Staat) wachse. Leider stehe aber die katholische Kirche selber heute in großer Gefahr. Und hier berief sich Haban auf Bischof *Graber* von Regensburg. Darnach drohe die Gefahr von den «falschen Interpretationen der katholischen Lehre besonders im Westen». Die irrigen Lehren, so fügte Haban hinzu, «dringen auch zu uns herüber und werden auch für uns zu einer großen Gefahr».

Sieht man sich nun die «irrigen Lehren» näher an, die Haban in seinem Kurs bekämpft, so sind es hinter den Ideen des Konzils die «Nouvelle Théologie», die er mit den Waffen von Garrigou Lagrange (Abdruck eines Artikels von 1946)<sup>5</sup> bekämpft, ferner der Ökumenismus («dessen Vorkämpfer vor allem Kardinal Bea war»), gegen den er die «klare Sicht» der Enzyklika «*Mortalium animos*» (1928) ins Feld führt.<sup>6</sup> Vor allem aber hat es der STPD auf *Teilhard de Chardin* abgesehen, und es wird mit den Worten des «*Paysan de la Garonne*» von der Anpassung der Theologie an die «teilhardische oder phänomenologische Sauce» gesprochen. In diesem Zusammenhang ist es aufschlußreich, wie der Autor im Material zum Thema «Wissenschaft und Glauben» gegen den *Darwinismus* kämpft und sich dabei auf ein Werk von Vialleton († 1930) beruft. Er spricht hier über das Prinzip der natürlichen Auswahl und sieht es auf dem Hintergrund des Liberalismus:

*«Diese Theorie entsprach sehr gut der Geisteshaltung der Generation, in der sie entstand. Sie war so einfach, wie die Theorie des freien Handels und Wettbewerbs in der Wirtschaft, wie die Theorie des allgemeinen Wahlrechts in der Politik und alle die andern mechanistischen Begriffe, welche auf der Verneinung und Verachtung alles nicht Meßbaren gründen.»*

Über solche Sätze müssen sich nun die KP-Funktionäre gewiß freuen, obwohl sie eigentlich wissen müßten, daß der Darwinismus vom offiziellen Marxismus-Leninismus längst «rezi-

piert» worden ist. Aber vermutlich ist ihnen dies im Augenblick weniger wichtig, weil sie das Interesse für Teilhard de Chardin, das im Vorfeld des Prager Frühlings zuerst in Sowjetrußland und dann auch in der CSSR unter marxistischen Studenten und Intellektuellen aufbrach, mindestens im Augenblick für eine «Rechtsabweichung» betrachten müssen.<sup>7</sup> In diesem Sinne ist auch der Spruch zu verstehen, der im Zusammenhang mit der Abberufung moderner denkender Professoren vom Theologat in Leitmeritz umgeht: «Die Fakultät muß nach links.» Diese behördliche Parole bedeutet in Wirklichkeit, daß die Fakultät ausgerechnet jener Theologen beraubt wird, die sich ernsthafter mit der heutigen Gesellschaft und mit dem Marxismus beschäftigen wollten.

### Stützen aus dem Ausland

Was die ausländischen Quellen betrifft, auf die man im Kursmaterial des STPD stößt, so wurde schon einiges erwähnt, was älterer Herkunft ist. Neueres Material stammt u. a. aus der Revue *Itinéraires* (z. B. noch Februar 1970), die für ihren konservativen Geist bekannt ist. Schöpft man hier den Stoff für die Polemik gegen die liturgische Erneuerung (z. B. wird den Kursteilnehmern kommentarlos der Brief der Kardinäle Ottaviani und Bacci serviert), so hilft «Das Zeichen Mariens» (z. B. mit einem Artikel von Dr. Joachim May in Nr. 10/1970), um gegen den Ökumenismus (anhand einer Nummer von *Katholické noviny* vom 19. 1. 1969) zu polemisieren.

Daß aber insbesondere Bischof *Graber* für diesen Kurs als Gewährsmann gilt, geht nicht zuletzt daraus hervor, daß er schon zweimal als Referent mit entsprechend großem Zulauf in Prag auftrat. Noch am 14. April dieses Jahres erhielt er dazu die Erlaubnis, was mindestens nicht auf Abneigung seitens des Regimes Husak-Hruza (früher Kirchendirektor, jetzt stellvertretender Innenminister) der STPD und Grabers Ideen gegenüber schließen läßt, wofür allerdings Graber seiner Intention nach gewiß nichts dafür kann. Was Graber über die «Krise» in der heutigen Kirche sagte, entsprach den im Westen, zum Beispiel in Luzern, gehaltenen Vorträgen (die Parallele zum nachtridentinischen Zeitalter einerseits und die Gnosis als Urversuchung der Angleichung an die Welt und der Säkularisation andererseits). Der Vortrag wurde von mehreren hundert Personen besucht, die allerdings – entsprechend dem Namen der Veranstaltung! – eine Diskussion erwarteten. Eine solche wurde aber nach dem Vortrag nicht zugelassen. Das entsprach nun freilich *methodisch* sowohl den Intentionen des Regimes wie vielleicht auch der Vorliebe von Bischof Graber, insofern «Dialog» hier wie dort nicht beliebt ist.<sup>8</sup> Vielmehr liegt ja offenbar formal die Säuberungs- und Reduktionsmaxime der sowjetisch-neo-stalinistisch inspirierten Parteiführung gar nicht so weit ab von der nicht nur anti-kommunistischen, sondern auch anti-liberalen und anti-demokratischen Tendenz zur Restauration einer hermetisch gegen alle Irrtümer abriegelten Kirche.

### Im Zuge der Restauration

Der personelle Schlüssel für die guten Beziehungen von STPD und jetzigem Regime liegt aber in der Figur von Kanonikus *Jan Mara*, der die praktisch-organisatorischen Dinge dieses Kurses in der Hand hat. Mara war bis zum Prager Frühling Direktor der «Caritas» und ist wiederum, genau seit dem 1. September, erneut zu deren Leiter eingesetzt. Über diesen Background muß nun zum Schluß noch im Zusammenhang mit dem Restaurationsversuch der Friedenspriester die Rede sein.

«Caritas» ist für den gewöhnlichen Bürger zunächst ein Devotionalienhandel. Tatsächlich findet man an verschiedenen Orten, in Prag zum Beispiel am Karlsplatz, große Schaufenster, über denen der Name «Caritas» prangt. Die Auslagen sind gelegentlich Paramente, die gewisse Moderni-

sierungen zulassen; aber das Grundimage ist der übelste Kitsch. Nicht nur das Prager Jesuskind, sondern ganz einfach das Jesuspüppchen im Nachthemd muß hier stehen. Die Optik der Kirche im Straßenbild ist damit unverändert fixiert.

«Caritas» ist aber in Wirklichkeit die Dachorganisation über alle kirchlichen Fürsorgeinstitutionen (Heime usw.), die vom Staat bewilligt sind. In ihrem Rahmen und deshalb vom Wechsel ihrer Direktion abhängig sind auch die genannten Publikationen *Geistlicher Hirte* und die katholische Zeitung zu sehen.

Mit der Wiedereinsetzung regimehöriger Friedenspriester in die Direktion der «Caritas» und entsprechend abhängiger Figuren in die Redaktion der Publikationen hatte es seine Schwierigkeit, weil man zunächst mindestens den Anschein einer spontanen Auferstehung der Friedenspriester wahren wollte. Wie früher in der «Orientierung» (vgl. Nr. 6/7, S. 76, 1970) berichtet wurde, fand man kaum Sympathisanten. Man wartete deshalb den 25. Jahrestag der Befreiung ab. Auf diesen Tag wurden kurzfristig rund sechzig Priester mehrheitlich aus Landgemeinden (ohne leichten Kontakt zum Bischof) vom Kultusminister eingeladen. Anwesend war unter den einst führenden Friedenspriestern vor allem *Beneš*, der dann auch anläßlich der Neubesetzung der Redaktion mit einem Interview in der katholischen Zeitung hervortrat. Die Bischöfe, die seit längerer Zeit um eine Unterredung mit dem Minister nachgesucht hatten, waren nicht eingeladen, ja der Minister begrüßte die Priester, sie seien wohl erstaunt, daß er sie «statt den Bischöfen» gerufen habe. Einer der Führenden – es waren die drei staatlich eingesetzten Kapitelsvikare anwesend – las eine Resolution vor, in der es hieß, daß in den Jahren 68/69 auch in der Kirche «antisozialistische Kräfte zu Worte kamen», daß «die Friedensarbeit der Priester behindert wurde» und daß sie jetzt «gemäß dem Konzil und Johannes XXIII.» (!) wieder für den Frieden arbeiten wollten. Erwähnt war dabei, daß sie (die Priester) den Staatsvertrag der CSSR mit der UdSSR begrüßten, was praktisch einer Bestätigung der Truppenstationierung und somit indirekt des Einmarsches vom 21. August 1968 gleichkommt. Unterschreiben mußte niemand, ja es wurde nicht einmal geklatscht. Das Ganze wurde vom Fernsehen übertragen.

### Das Spontane darf nicht geschehen sein

Der zweite Propagandafeldzug wurde in der Parteizeitung *Rude Pravo* geführt. Hier erschien am 28. August ein groß aufgezogener Artikel unter dem Titel: «Reaktionäre Tätigkeit des religiösen Zentrums Velehrad. Merkwürdige Interessen der Priesteremigration.»

Der Artikel zielte gesamthaft darauf ab, in deutlich diffamierender Absicht die katholische Kirche in der CSSR der Abhängigkeit von einem schon 1948–1968 tätigen *Emigrantenzentrum in Rom* anzuklagen. Dessen Einfluß wurde zunächst die angebliche «Doppelgesichtigkeit» und der «Treuebruch» Kardinal Berans zugeschrieben. Vor allem aber sollte eine Chronologie der Ereignisse «beweisen», daß der ganze Plan für den Sturz der Friedenspriester und die Gründung der Bewegung für die Konziliare Erneuerung (DKO) von diesem römischen Zentrum der tschechischen und slowakischen Priesteremigration ausgeheckt worden sei.

Hier hat man also krampfhaft nach einem Parallelklischee für die Theorie des ausländischen Ursprungs des Prager Frühlings gesucht. Abgesehen davon, daß die Beweiskette ein bloßes zeitliches Nacheinander (Besuch der Bischöfe in Rom – Auftreten P. Rudolfs in der Versammlung der Friedenspriester usw.) darstellt, ohne auch nur den Versuch einer Verknüpfung der angeblichen Schlüsselfigur Rudolf mit dem römischen Zentrum zu machen, haut der Artikel für jeden daneben, der einigermaßen über die Emigration vor 1968 im Bilde ist. Insofern dort nämlich tatsächlich auch im kirchlichen Sinn «reaktionäre» Kräfte daheim waren, paßte ihr angeblicher Einfluß überhaupt nicht zu dem, was nachher mit der DKO ans Tageslicht kam. Denn die DKO wollte ja gerade das Neue

und war in erster Linie eine Laienbewegung, bzw. eine Bewegung, in der geistig regsame Laien mit aufgeschlossenen Priestern verantwortlich zusammenarbeiteten. Aber es darf ja nicht geschehen sein, was spontan aus dem Volk herauswuchs (und wozu – wie sich ja dann zeigte – die Bischöfe in ihrer noch sehr konservativen Einstellung nur sehr zögernd und immer wieder mit bremsenden Vorbehalten zustimmten!). Deshalb mußte nun der Propagandatricks des ausländischen Ursprungs erhalten. Daß darin Bischof *Tomasek* zum Übermittler der Ideen aus dem römischen Zentrum wird, wirkt ebenso schillernd, wie wenn in den Dokumenten des konservativen STPD Kardinal Montini die «Schuld» an der Inspiration Johannes' XXIII., das Konzil einzuberufen, zugeschrieben wird. Das wenigste, was man hier sagen kann, ist, daß Verwirrung gestiftet wird. Offenbar glaubt man immer noch, am besten im Trüben fischen zu können.

Unter dem Boden ...

Tragisch ist dabei, daß ausgerechnet Menschen und Christen, die für eine «klare Situation», für Geschlossenheit und Einheit plädieren und diese Ziele auch gewiß mit ehrlichem Eifer anstreben, durch die Blindheit ihres Eifers die Verwirrung noch vermehren und jenen Schützenhilfe leisten, denen es rundweg um nichts geht. So werden sie, ohne es zu wollen und zu bemerken, gleichzeitig zu Opfern und Komplizen eines geistlosen Parteiapparates. Unterdessen bleibt uns nur auf das zu hoffen, was unter dem Boden<sup>9</sup> nach wie vor lebendig ist, mag «oben» so oder so gegen «Reaktion» oder «Progression», von «links» nach «rechts» oder umgekehrt sowie beides zusammen und durcheinander «geschossen» werden.

*Peter L. Spycher, z. Z. St. Gallen*

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> Praktische Forderungen der Jugend an die Synode, Referat von Urs Heller und Edi Hodel vom 11. Mai 1970 an der Gallus Akademie der Hochschule St. Gallen.

<sup>2</sup> Das Studienmaterial enthält teils den Wortlaut von Vorträgen, teils Texte zur Dokumentation sowie aktuelle Mitteilungen. Unsere Hinweise beziehen sich vor allem auf den zuletzt (1970) erschienenen Band «Ethik». Näheres siehe im Kasten.

<sup>3</sup> Wenn im folgenden bzw. weiter unten von «Friedenspriestern» oder Priestern der Friedensbewegung die Rede ist, so muß auf einen wesentlichen Unterschied zur Pax-Vereinigung in Polen aufmerksam gemacht werden. Nach deren Programm gehört es sowohl zum Sozialismus wie zum Christentum wesentlich, daß sie sich dynamisch entwickeln. Wenn den gläubigen Christen ihre Glaubensausübung erschwert wird, so liest man in diesem Programm, «leidet nicht nur die Religion, sondern auch der Sozialismus» (vgl. Luise Rinser, Polenreise 1970 in Publik vom 25. September, sowie andererseits den Auszug aus einem Dokument im Archiv des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der CSSR in Orientierung 1970, Nr. 6/7, Seite 76 (Kommunistische Desavouierung der Friedenspriester).

<sup>4</sup> Vgl. Orientierung 1968, Nr. 13/14, Seite 151 und 1969, Nr. 4, Seite 40.

<sup>5</sup> Der seinerzeit berühmte Artikel erschien im Angelicum 1946 unter dem Titel: Wohin geht die Neue Theologie?

<sup>6</sup> Der Text der Enzyklika von 1928 ist im Kursheft vollinhaltlich abgedruckt. Es folgt ein Kommentar, worin es heißt: «Diesen klaren Standpunkt (der Enzyklika) versucht schon lange der heutige (Ökumenismus), dessen bekanntester Wortführer Kardinal Bea war, zu verdunkeln.»

<sup>7</sup> Erfreulicherweise konnte diesen Sommer wieder ein von Jiri Nemeč herausgegebener Band von Teilhard-Texten in der Übersetzung von Vaclav Frei und Jan Sokol herauskommen: Pierre Teilhard de Chardin, Chut Zit, Sammlung Prameny, Verlag Vysehrad, Praha 2, Karlovo náměstí 5.

<sup>8</sup> Gemeinsam ist beiden, dem jetzigen Regime wie Bischof Graber, auf jeden Fall die Ablehnung des Dialogs Christen-Marxisten von Marienbad. Bischof Graber sagte dazu: Adam und Eva haben Dialog mit der Schlange geführt. Entsprechende Äußerungen seitens der Kommunisten über die Aufweichung oder Perversion des Marxismus sind nur zu bekannt. Sie begleiteten die massiven Entlassungen von Hochschulprofessoren, denen jetzt die mit inquisitorischen Fragebogen durchgeführte Durchleuchtung der Lehrerschaft auf allen Stufen folgt.

<sup>9</sup> «Unter dem Boden» ist hier nicht unbedingt als «Untergrund» zu verstehen, insofern es gegenüber der institutionellen und als mindestens teilweise «kollaborierend» betrachteten Kirche eine «geheime Kirche» aus dezidierten Antikommunisten gibt. Vielmehr meinen wir jene, die in Form einer mehr «personalen Kirche» einerseits in echtem Kontakt mit der heutigen Gesellschaft andererseits, wenn auch in «äußerster Kritik» in (soweit möglich) korrekten Beziehungen mit den Bischöfen verbleiben wollen.

## PETER HANDKE: DER REINE TOR (2)

Mit seinem jüngsten Roman «Die Angst des Tormanns beim Elfmeter» hat Handkes Prosa einen vorläufigen Höhepunkt erreicht.<sup>1</sup> Ein äußeres Zeichen dafür ist das Fehlen jeglicher romantheoretischer Überlegungen, wie sie in den «Hornissen» (auf den letzten Seiten) und im «Hausierer» (vor jedem Kapitel) noch anzutreffen waren. Der Roman zerfällt auch nicht mehr in Einzelepisoden und wiederholte Neuansätze des Erzählens. Kommentarlos wird er glatt hinerzählt und erhält damit so etwas wie eine höhere epische Reinheit. Es ist abermals eine Mordgeschichte.

Der Monteur Josef Bloch, ein ehemaliger Torhüter, gibt seine Stelle auf, läßt sich in Wien mit einer Kinokassiererin ein, die er am nächsten Morgen erwürgt, und fährt in einem Omnibus nach einem südlichen Grenzort, wo eine frühere Freundin eine Gastwirtschaft führt. Aus der Zeitung entnimmt er, daß ihm die Polizei allmählich auf die Spur kommt. Darnach beobachtet Bloch, wie bei einem Fußballspiel dem Torhüter ein Elfmeterball in die Hände geschossen wird.

Handke belehrt uns, daß es sich hierbei um einen willkürlichen Ausschnitt aus der Geschichte handelt, die «stilistisch von Anfang bis zu Ende sich nicht verändert» (Text und Kritik, Oktober 1969). Darin gleicht «Die Angst des Tormanns ...» dem «Hausierer». Dagegen erscheint die Sprachform konse-

quent weiterentwickelt. Die Gegenstände und Bilder «versprachlichen» sich zusehends (Handke ebd.). Handke alias Bloch kann nicht umhin, «diese verhaßte Wortspielkrankheit» anzuprangern (Die Angst ..., 91), und geht so weit, anstelle der Namen von Gegenständen abgekürzte Zeichnungen im Text zu verwenden (ebd. 117).

Abhängige Nebensätze – die Hypotaxe – sind ihm nach wie vor verdächtig. Mehrmals fragt er sich, welche Gründe den Gebrauch von subordinierenden Konjunktionen – obwohl, wenn, weil, damit, daß usw. – rechtfertigen sollten (ebd. 91, 121). Umgekehrt kann die Sprache ohne Rücksicht auf die tatsächlichen Zusammenhänge selbstherrlich über diese Konjunktionen verfügen. «Der Fortgang der Geschichte richtet sich» nämlich «nicht danach, was im 2. Satz geschehen könnte, sondern was für ein Satz der 2. Satz nach dem 1. sein müßte: jetzt muß etwa ein Folgesatz kommen, und nach diesem ein Relativsatz, nach diesem notwendig ein Finalsatz. Danach ergibt sich die Geschichte, ohne daß man dieses Prinzip freilich immer beim Lesen eingehämmert kriegt ...; wenn man nur die Machart immer sähe, wär's ja alberne experimentelle Literatur» (Handke in «Text und Kritik», Oktober 1969).

Letzteres lehnt Handke für seine ganze schriftstellerische Produktion energisch ab, wie er sich auch dagegen verwahrt, zur literarischen Avantgarde gezählt zu werden. Das hindert ihn

<sup>1</sup> Siehe erster Teil Orientierung, Nr. 18, S. 192–195.

natürlich nicht, mit der Sprache ausgiebig zu experimentieren und alle möglichen Einfälle und Variationen auszuprobieren. Die Wort- und Satzübungen, die sich etwa in «Die Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt» und in der «Weissagung» finden, wirken wie serielle Meterware aus den Materialien der Grammatik und des Wörterbuches. Vielleicht bieten solche Experimente heutzutage eine Chance, den festgefahrenen Literaturbetrieb aufzulockern und neue Perspektiven zu eröffnen.

### Vom Sprechstück zur Pantomime

Peter Handke war nach eigener Einschätzung «eigentlich immer ein Prosaschreiber». Trotzdem mußte ihm die Autonomie der Sprache, die er in den Romanen anzielte, auf dem Theater weit radikaler gelingen. Denn das dramatische Spiel auf der Bühne ist von vornherein viel unrealistischer, fiktiver als alles, was in Prosa – von Versepen abgesehen – vorgebracht wird. Man denke an theatralische, das heißt nach künstlichen Verhaltensregeln verfremdete Ereignisse, wie eine liturgische Feier, eine Gerichtsverhandlung, eine Parlamentssitzung, auch ein Ballett oder eine Sportveranstaltung. Handke machte sich diesen Umstand zunutze und aus seinem ersten Bühnentext, der «Publikumsbeschimpfung» (1966), ein Stück für das Theater gegen das Theater.

Die Idee war genial wie das Ei des Kolumbus. Vier Sprecher in unspezifischer Kleidung, welche keine Rollen darstellen, treten auf eine leere Bühne, die gleichfalls nichts darstellt. Der Autor hat ihnen einige «Regeln für die Schauspieler» mitgegeben, welche das typische Gruppen- oder Generationsverhalten gewisser Jugendlicher widerspiegeln: «Die Hit-parade von Radio Luxemburg anhören – Die die Menschen nachäffenden Affen und die spukenden Lamas im Zoo ansehen – Die Litaneien in den katholischen Kirchen anhören – Das allmähliche Lautwerden einer Betonmischmaschine nach dem Anschalten des Motors anhören – In dem ersten Beatles-Film Ringo Starrs Lächeln ansehen», usw. Die solcherart geschulten Sprecher kritisieren nun abwechselnd das anwesende Publikum in Grund und Boden, seine kulturellen Konsumgewohnheiten, Erwartungen und Verhaltensweisen, und beenden die Szene mit einer Kanonade ordinärer Schimpfwörter.

Es wird keine Handlung vorgetäuscht, keine irgendwie geartete Illusion geboten, keine der sonst üblichen Möglichkeiten des Theaters aktiviert. «Dieses Stück ist eine Vorrede» (Publikumsbeschimpfung, 15, 42). Ort und Zeit der Vorstellung sind das Hier und das Jetzt. Das Publikum wird direkt angesprochen wie bei einer politischen Wahlversammlung oder bei einer Predigt. Es selbst ist das Thema und der Held des Abends. Diese «drei erwähnten Umstände zusammen bedeuten die Einheit von Zeit, Ort und Handlung. Das Stück ist also klassisch» (ebd. 32).

Die totale Aktualisierung, die in ihrer unmittelbaren Einmaligkeit keine Wiederholung duldet, war wohl ein Hauptmotiv für den Autor, weitere Bühnenaufführungen der «Publikumsbeschimpfung» zu untersagen. Eben, damit sie nicht zu dem werde, was gewöhnliche Theaterstücke sind, nämlich die Wiedergabe einer fremden Handlung. Überdies will Handke mit diesem Anti-Stück nichts bewirken oder verändern. Er analysiert lediglich gesellschaftliche Zustände, und die Schimpfwörter am Schluß sind so massenhaft angehäuft und ins allgemeine gesprochen, daß sich niemand provoziert und schon gar nicht ernsthaft beleidigt zu fühlen braucht. Die verblüffte Begeisterung der Zuschauer bei der Frankfurter Premiere war denn auch völlig ungetrüb gewesen, zumal das geistreiche Spektakel, wie der Verfasser anmerkt (ebd. 95), durchaus ironisch gemeint war.

Handke nennt seine Schauspiele «Sprechstücke». Das ist sehr wörtlich zu nehmen. In ihnen werden dramatische Aktionen auf Sprache reduziert. Sie geben kein Bild von der Welt oder vom Menschen, sondern sie zeigen auf die Welt in den Worten selber. So auch in der «Selbstbeichtigung» (geschrieben 1965), wo ein Mann und eine Frau in der Form eines Doppelmonologs eine Art säkularisierter Beichte ablegen. Handke verfuhr daher nur folgerichtig, wenn er in seinem ersten abendfüllenden Stück «Kaspar» (1967) das Sprechen zum zentralen Thema wählte.

Nach den Anweisungen des Vorworts stellt das Bühnenbild die Bühne dar und nicht irgendeinen andern Raum. Der «Held» Kaspar gleicht Franksteins Monster (oder King Kong), trägt eine halbe Gesichtsmaske und bewegt sich pudelnärrisch wie eine defekte Marionette. Zögernd und stockend beginnt er einen Satz zu sagen und unaufhörlich zu repetieren: «Ich möcht ein solcher werden wie einmal ein ander gewesen ist.» Man beachte, daß damit ein unbestimmter Jedermann bezeichnet ist, wie eben irgendein anderer irgendeinmal gewesen ist. Wiedermum ereignet sich keine Handlung, keine Geschichte, kein Schicksal. Vielmehr erlebt Kaspar im folgenden eine regelrechte «Sprechfolterung» (Handke im Vorwort), das heißt seine Bewußtwerdung durch das Medium der artikulierten Rede. Fremde Stimmen, die sogenannten Einsager, tönen ihm aus Lautsprechern entgegen, treiben ihm zuerst diesen einen Satz aus und lehren ihn nach und nach andere Wörter und Sätze. Die Namen der Dinge sagen können, heißt das Wesen der Dinge begreifen, wie es Adam im biblischen Schöpfungsbericht ergangen war. «Seit ich sprechen kann, kann ich alles in Ordnung bringen» (Kaspar, 30). Im zweiten Teil tritt eine Multiplikation Kaspars ein, indem andere, dem ersten zum Verwechseln ähnliche Kaspars die Bühne bevölkern. Den Abschluß dieses pädagogischen Sprechseminars bildet die Feststellung Kaspars: «Ich bin zum Sprechen gebracht. Ich bin in die Wirklichkeit übergeführt» (ebd. 99). Während langsam und ruckweise der Vorhang fällt, gibt Kaspar noch einmal eine stolze Probe des Gelernten: «Kerzen und Satzegel; Kälte und Mücken: Pferde und Eiter; Rauhreif und Ratten: Aale und Ölkrapfen: ... Ziegen und Affen» (ebd. 101).

Das breite Publikum hat das abstrakte Lehrspiel, das auch im Fernsehen gesendet wurde, allenthalben mit Kopfschütteln quittiert, wogegen es manche Kritiker zu Interpretationen ermutigte in Richtung Kontaktschwierigkeit und Existenzangst des modernen Menschen. Das Wesentliche hat jedoch bereits 1963 Alexander Mitscherlich vorweggenommen: «Kaspar Hauser», nach ihm hat Handke das Stück benannt, «bietet sich, wie seine Vorgeschichte auch gewesen sein mag, als Prototyp eines Menschen mit von Geburt an verarmten Beziehungen zu einer kulturellen Menschenwelt an.» Mitscherlich erwähnt vor allem seine «Ratlosigkeit und Stumpfheit» sowie sein «Verharren in sprachloser, unartikulierter Phantasiewelt» (Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft, R. Piper-Verlag, München, Neuauflage 1968, 203). Welche Note müßte ein wohlwollender Lehrer Handkes Kaspar nach diesem Sprachunterricht wohl ins Zeugnis schreiben?

### Von der Sprachisolierung zum Schweigen

Daß der Weg der fortschreitenden Sprachisolierung schließlich ins Schweigen mündet, bezeugen Handkes beide letzten Stücke. In «Das Mündel will Vormund sein» (1968; der Titel ist Shakespeares «Der Sturm» entnommen) agieren ein jüngerer und ein älterer Mann auf dem Vorplatz und in der Stube eines Bauernhofes, ohne etwas Bedeutenderes zu tun als Äpfel essen, Zeitung lesen, Fingernägel schneiden, Sand in eine Wasserwanne rinnen lassen und dergleichen. Das alles geschieht, während keiner auch nur ein Wort spricht – eine lautlose Pantomime!

In dem Stück «Quodlibet», das im Januar 1970 in der Basler Komödie uraufgeführt wurde, geht es zwar nicht ganz so stumm zu. Ein Bischof, ein General, ein Rektor, ein Anhänger des Ku-Klux-Klan, ein Korps-Student, ein Chicago-Gangster, ein Politiker mit zwei bewaffneten Leibwächtern sowie zwei Damen – eine Blütenlese des Establishments von gestern – betreten die ausgeräumte Bühne. Sie plaudern leise und ungezwungen miteinander, sind jedoch völlig frei in dem, worüber sie sich unterhalten wollen. Die Zuschauer verstehen kaum, was sie reden, oder meinen zuweilen, etwas davon verstanden zu haben. Es kommt auch zu Mißverständnissen, so wenn die Zuschauer «vergasen» hören statt «Vergaser», «Auschwitz» statt «ausschwitzten», «einen Pflock in den After getrieben» statt «Obst auf Lastern vertrieben». Mag sein, daß damit entlarvende Fehlleistungen unter dem Publikum ausgelöst werden sollen. Jedenfalls wandeln die Schauspieler eine halbe Stunde lang «in ihrer ungeheuer bössartigen und traurigen Abgeschlossenheit und Entfernung dort oben auf der Bühne»

herum, wie es in der zweiten (hektographierten, vorläufigen) Fassung hieß. Gewiß stellen diese zwei Stücke extreme Grenzfälle einer sprachlosen Dramaturgie dar. Im Grunde genommen würde man der ihnen innewohnenden Tendenz besser entsprechen, wenn man sie vor unbesetzten Zuschauerreihen aufführte.

Gemeinsam ist allen Sprechstücken Handkes, daß in keinem auch nur der Versuch zu einem Dialog gemacht wird. Selbst das Publikum wird dann, wenn es direkt angesprochen wird, als passiv, rezeptiv vorausgesetzt. Was in den Romanen bereits zutage trat, wird in den Theaterstücken vollends manifest: Handkes Sprache ist kommunikationslos wie der Schall im luftleeren Raum. Unwillkürlich fällt einem die Mahnung des großen Logikers *Ludwig Wittgenstein* ein: «Where about one can't speak, there about one must be silent» (Tractatus logico-philosophicus, London 1922, Satz 7). Handke hat für die heurige Saison ein abendfüllendes Theaterstück «Der Ritt über den Bodensee» angekündigt. Man darf darauf gespannt sein, mit welchen neuen Gags er diesmal die Öffentlichkeit überrascht.

### Literatur und Utopie

Übrigens sind Handkes literarische Methoden so neu und unerhört nicht, wie er es für seine Arbeiten in Anspruch nimmt. *Peter Schumann* zitiert Publikumsbeschimpfungen der Dadaisten in Berlin 1918 und des literarischen Cabarets der Wiener Gruppe 1958, Sprachexerzitien von Paul Scheerbar (gest. 1915), H. C. Artmann, Antonin Artaud (gest. 1948), Jacques Prévert und anderen, welche von denjenigen Handkes oft nicht zu unterscheiden sind (Text und Kritik, Oktober 1969). Das braucht noch lange kein Vorwurf zu sein. Wohl aber erinnert es daran, daß der freie Spielraum der Sprache keineswegs so groß ist, wie es Handke gerne haben möchte. Sie ist an Semantik und Grammatik gebunden, nicht weniger an die subjektive Perspektive des Schriftstellers. Allein der bevorzugte Ausschnitt, Anfang und Ende bedeuten eine Einschränkung. Jedes Erzählen ist durch das Gesagte, durch das Nicht-Gesagte, durch das So-und-nicht-anders-Gesagte exemplarisch. Das heißt, jeder Autor bringt a priori sein eigenes Vor-Urteil mit ins Spiel und präsentiert ein bestimmtes Verhaltensmuster oder – wie man früher zu sagen pflegte – ein Ideal. Allerdings, «so schmerzlos wie bei ihm war die Wortmoderne in letzter Zeit selten zu haben ..., genießbar, angenehm ... so spielerisch hell» (*Reinhard Baumgart* in «Der Spiegel», 27/1969).

Neuartig sind nicht so sehr die literarischen Speisen, die Handke kocht, viel eher die heitere Schwerelosigkeit, mit der er sie serviert. Wir haben seinerzeit am Beispiel des Günter Grass auf die Krise der modernen Literatur und die veränderte Stellung des Schriftstellers in der Gesellschaft aufmerksam gemacht (Günter Grass sucht seinen Ort, in «Orientierung», Nr. 6/7, S. 72f. und Nr. 8, S. 83f.). Grass kultivierte zuerst einen epischen Realismus und verschrieb sich dann dem politischen Engagement. Beides lehnt Handke entschieden ab und bekennt: «Ich bin ein Bewohner des Elfenbeinturms» (Prosa, Gedichte ..., 263). Seine schriftstellerische Tätigkeit ist ein wichtiger Faktor der Persönlichkeitsbildung, des Zu-sich-selber-Findens. Die Literatur soll ihm zur Klärung des eigenen Selbstbewußtseins verhelfen, welches ohne sie «etwas Schreckliches, Beschämendes, Obszönes gewesen» sei, «eine Schande», ein «Grund zur Scham» (ebd. 263).

### Das unsichtbare Gefängnis

Für eine Literatur, wie sie etwa von Martin Walser, Helmut Heissenbüttel, H. C. Artmann und neuerdings von Peter Handke gepflegt wird, hat die alte Maxime des Horaz «ut pictura poesis» eine neue Geltung gewonnen. Während nämlich

Photographie, Film und Fernsehen uns mit optischen Nachrichten aus aller Welt überschwemmen, hat es die Malerei aufgegeben, die Natur nachzuahmen, die Wirklichkeit abzubilden, und ist abstrakt, gegenstandslos geworden. So sind zum Beispiel das Portrait und die Landschaftsmalerei zur Gänze von der Photographie verdrängt worden. Analog verhält es sich mit der sogenannten schönen Literatur. Es gibt heute unendlich mehr Sprache als vor hundert Jahren – Sachbücher, Zeitungen, Illustrierte, Radio, Fernsehen usw., welche uns ausreichend über alles Wissenswerte informieren. In dem Maß, als diese Entwicklung voranschritt, mußte es den Dichtern immer unzeitgemäßer erscheinen, epische und dramatische Erfindungen naiv als Tatsachen auszugeben, wie es im konventionellen Roman und Drama (Film) heute noch der Fall ist. Sie sahen sich daher genötigt, auf andere Gebiete auszuweichen. Bereits bei Marcel Proust, James Joyce, Alfred Döblin, Robert Musil und Hermann Hesse können wir den Rückzug des Dichters in eine neue Innerlichkeit beobachten, eine sozusagen mönchische Weltflucht.

In der Tat tragen Handkes Schriften asketische Züge, und man hat ihn kürzlich in einem Radiovortrag einen Anachoret in der Wüste genannt. Ist es denn so verwunderlich, wenn hell-sichtige Beobachter die Tragfähigkeit der traditionellen Ästhetik mehr und mehr in Zweifel ziehen? Die epische wie auch die dramatische Fiktion ist fragwürdig geworden; fragwürdig der vorbildliche «Held» im Roman und auf der Bühne; fragwürdig die erfundene Geschichte oder Handlung; fragwürdig eine Erzählweise, welche die Natur nur gleichsam abschreibt; fragwürdig schließlich die Erinnerung selbst. Letztere wird ja auch durch die exakten Forschungsmethoden, zum Beispiel durch die immensen Speicherkapazitäten der Computer, weit übertroffen. Das alles besagt indes nichts anderes, als daß das Medium der Literatur, die Sprache, zutiefst in Frage gestellt und zum eigentlichen Kernproblem der Literatur geworden ist.

Diese Krise wird noch dadurch verschärft, daß wir durch eine undurchdringliche Informationsmauer, die aus Bildern und Wörtern besteht, am unmittelbaren Kontakt mit der Wirklichkeit gehindert werden. *Arnold Gehlen* ist im letzten Kapitel «Über Sprachlosigkeit und Lüge» seines neuesten Buches zur Einsicht gelangt, «daß kraft maschineller Sprachverarbeitung eine feine, aber unzerreißbare Hülle aus Wortgewebe sich um alles legt – nicht nur die Konturen der Wirklichkeit verdeckend, sondern sie selbst ersetzend» (Moral und Hypermoral, Athenäum-Verlag, Frankfurt/Main 1969, 178). Zwar haben die Massenmedien unsere Kenntnis der Umwelt ins ungeheure ausgeweitet – Live-Sendungen vom Mond! Doch die quantitative Steigerung brachte auch eine qualitative Veränderung mit sich. Der größte Teil der Informationen beruht nicht mehr auf direkter Erfahrung wie früher einmal, sondern gelangt indirekt, vielfach gefiltert zum Empfänger, ist somit unkontrollierbar und in einem undefinierbaren Grad gelenkt und gesteuert. Dagegen kann sich der einzelne nur durch äußerste Skepsis einigermaßen schützen. Dazu kommt, daß die Sprache der Werbe- und Propagandaindustrie, aber auch der politischen und sonstigen Nachrichten weitgehend vereinfacht und genormt sein muß, um wirksam zu werden. Sie ist öffentlich, weil an eine anonyme, bloß statistisch geschätzte Menschenzahl gerichtet, und standardisiert wie eine Ware, weil nur so unendlich reproduzierbar. *Herbert Marcuse* hat darauf hingewiesen, daß die «Funktionalisierung der Sprache eine Verkürzung des Sinnes» herbeiführt (Der eindimensionale Mensch, H. Luchterhand-Verlag, Neuwied/Rhein 1968, 106), das heißt eine Verdünnung der Sprachsubstanz und eine Vergrößerung ihrer nuancenreichen Feinstrukturen. Daraus erklärt sich beispielsweise auch, warum die Lyrik heutzutage auf so wenig Sympathie stößt und gezwungen ist, am Rande des großen Literaturbetriebes ein Mauerblümchendasein zu fristen.



## Illusorischer Fluchtversuch?

Vor diesem nachgerade alarmierenden literatursoziologischen Hintergrund ist das Werk Peter Handkes, zumal in Anbetracht seines Erfolges, ein Kulturphänomen erster Ordnung. Es bedeutet den seltsam unbekümmerten Versuch, aus dem unsichtbaren Gefängnis der technisierten Zivilisation ausbrechen über den Fluchtweg der Sprache in einen noch von keiner vorfabrizierten Meinung besetzten Erlebnisbereich. Denn die Sprache gehört zum privatesten, intimsten Reservat des Menschen, und eben deswegen zu seinen verletzlichsten Gütern. Das notorische Mißtrauen Handkes gegenüber der Aussagekraft der Sprache und ihrer Fähigkeit zur Wahrheit beruht nicht zuletzt auf dem Mißbrauch der Sprache, den ihre weltweite Inflation mit sich bringt. Das ist vermutlich auch der Punkt, worin sich die junge Generation von Handke angesprochen fühlt, welche laut Statistik an den hinaufschnellenden Verkaufsziffern seiner Publikationen vorwiegend schuld ist. Sie drückt ihr Unbehagen an der Kultur freilich oft in drastischerer Weise aus: in mystischen Rauschgiftorgien und in jenen ekstatischen Pop-Festivals, denen das Establishment fassungslos gegenübersteht, soweit es damit nicht seine guten Geschäfte macht.

Trotz alledem ist die Flucht in die Isolation der Sprache auf die Dauer nicht der Weg, der zur rechten Freiheit der Kunst führen wird. Handke produziert Sprache um ihrer selbst willen, er schreibt eine Literatur über Literatur, eine Art Sekundärliteratur. Die Freiheit, die er damit erreicht, steht lediglich auf dem Papier. Er besetzt genau die Gegenposition zum programmatischen Realismus des Günter Grass. Die Sprache hat eine instrumentale, oder genauer eine intentionale Funktion und steht daher zwischen subjektiver Autonomie und objektiver Verfremdung mitteninne. Im Alltag dient sie der zwischen-

menschlichen Kommunikation und der Sinndeutung der Welt. Sie wird auch nach diesem Kriterium gerichtet, wie es das achte Gebot nahelegt. Die fundamentale Abhängigkeit des Wortes von der Wirklichkeit, des Denkens vom Sein besagt indes keineswegs, daß Literatur eine Abschrift der Natur, eine bloße Reproduktion zu sein hätte. Das ist prinzipiell ebenso unmöglich. Sie ist vielmehr «eine überspannte Metapher der Wirklichkeit» (Arnold Gehlen), sie transzendiert sie, ohne sie je ganz zu verlassen. Sie bleibt auf sie bezogen, sei es in der Form eines Urteils, eines Modells, einer Kritik, einer Interpretation, einer Satire, eines Symbols oder auch einer idealen Verklärung.

Man täte Handke Unrecht, wenn man ihn der leichtfertigen poppigen Wortspielerei bezichtigte. Im Gegenteil, er ist ein Fanatiker der Reinheit, der die Sprache in ihrer unverbrauchten, unversehrten Ursprünglichkeit wieder herzustellen trachtet. Aber das verlorene Paradies ist auch in dieser Hinsicht eine Illusion oder Fiktion. Denn unversehens errichtet Handke in seinem sprachlichen Esoterismus abermals ein irreales Reich der Utopie, wo er einerseits fröhliche Narrenfreiheit genießt, wo es andererseits am nötigen Ernst, an Verbindlichkeit und Verantwortung gebricht. «Die Nacht spottet der Beschreibung», sagt er am Ende der «Hornissen» (Die Hornissen, 151). Friedrich Torberg erklärte einmal voll Bewunderung: «Ob Handke will oder nicht: er ist ein Dichter» (Die Welt der Literatur, 7/1969). Die Hoffnung, daß Torberg recht behält, ist nicht von der Hand zu weisen. Dafür spricht die ungewöhnliche Radikalität von Handkes dichterischem Ansatz. Bis dahin sollte man immerhin Lessings kluge Warnung beherzigen: «Es freuet mich, mein Herr, daß Ihr ein Dichter seid. Doch seid ihr sonst nichts mehr, mein Herr? Das tut mir leid.»

Dr. Georg Bürke, Wien-Kalksburg

## SYNODE UND ORTSKIRCHE

### Orthodoxe Modelle

Die Kirche muß stets unter einem doppelten Aspekt gesehen und verstanden werden. Sie besitzt eine göttliche und eine menschliche Natur und entspricht damit in Analogie der Zweifaltigkeit der Naturen im einen Jesus Christus, der wahrer Gott und wahrer Mensch zugleich ist.<sup>1</sup> Die Doppelnatur der Kirche bildet, wie in ihrem Gründer, eine Einheit, einen gott-menschlichen Organismus. Dieses ihr Wesen schlägt sich notwendigerweise auch in ihrer Struktur nieder, und sie darf dementsprechend nicht einfach anhand von staatlichen Strukturen gemessen oder gar mit solchen identifiziert werden, wenn auch unbestritten bleibt, daß die jeweiligen geschichtlichen Gesellschaftsformen die äußere Form des kirchlichen Organismus immer stark beeinflussen haben. Dieser Einfluß wurde gelegentlich sogar übermächtig und drohte auf diese Weise die göttliche Natur der Kirche zu überdecken. Es ist kein Zufall, daß gerade in den orthodoxen Kirchen mit ihrer Neigung zum Staatskirchentum immer wieder eine Strömung sichtbar wurde, die von der theologischen Seite her als Korrektiv das sakramentale Wesen der Kirche besonders stark betonte. So schrieb zum Beispiel der russische Religionsphilosoph A. S. Chomjakov: «Die sichtbare Kirche ist nicht die sichtbare Gesellschaft der Christen, sondern der Geist Gottes und die lebendige Gnade der Sakramente in der Gesellschaft. Deshalb ist die sichtbare Kirche nur für den Gläubigen sichtbar, weil für den Ungläubigen das Sakrament nur ein Ritus und die Kirche nur eine Gesellschaft ist.»<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Vgl. Amilcar Alivizatos, «The Holy Greek Orthodox Church», zit. bei Alexei Stawrowsky, «Essai de théologie irénique», Madrid 1966, S. 146–148.

<sup>2</sup> A. S. Chomjakov, «Sočinenija», tom II, Moskva (5) 1907 (Cerkov' odna, § 8) S. 11.

Daß Kirche und staatliche Gesellschaft zwei verschiedene Größen darstellen, wurde insbesondere der russischen Orthodoxie in der Emigration zur persönlichen Erfahrung. Durch ihre Trennung von der Mutterkirche kam hinzu, daß sich ihre Theologen gezwungenermaßen wieder Gedanken darüber machen mußten, worin denn nun eigentlich das Wesen ihrer Kirche, ja das Wesen der Kirche überhaupt bestehe. Losgelöst von ihrer Regionalkirche in der Heimat und über die ganze Welt zerstreut, war die russisch-orthodoxe Emigration in verschiedene, relativ selbständige und unabhängige Gemeinden zerfallen, die ihre Einheit untereinander erst neu suchen mußten. Sie fanden sich damit in einen Zustand zurückversetzt, der demjenigen der christlichen Gemeinden in den ersten christlichen Jahrhunderten glich. Von dieser Situation her erlebten ihre Theologen auch wieder die Bedeutung der Ortskirche als des eigentlichen und einzigen Ortes kirchlichen Geschehens.

Die zentrale Bedeutung der Ortskirche war im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung durch das Entstehen von regionalen und überregionalen Kirchenstrukturen zwar nie völlig in Vergessenheit geraten, aber doch stark in den Hintergrund gerückt (und das sowohl in den Kirchen des Ostens wie in der lateinischen Kirche). Nun wurde sie, als Realität gelebt und erfahren, plötzlich wieder zum Ausgangspunkt ekklesiologischer Überlegungen, die auch für die Strukturen der sichtbaren Kirche von weittragender Folge sind.

Auf dem Weg einer andersgearteten Entwicklung ist inzwischen auch die lateinische Kirche zu dem Punkt gelangt, wo sich die Frage nach dem ekklesiologischen Sinn der Orts-, beziehungsweise der Lokalkirche wieder stellt. Das Problem ist also für die katholischen und die orthodoxen Theologen das Gleiche, mit dem Unterschied allerdings, daß sich die letzteren schon beinahe fünf Jahrzehnte intensiv damit befassen mußten. Von daher gesehen erhalten auch ihre Überlegungen und Äußerungen für die katholische Kirche heute eine besondere Aktualität.

## Universelle oder eucharistische Ekklesiologie

Nach Aristoteles ist das Ganze vor den Teilen. Das Ganze ist mehr als die Teile. Der Ganzheitsfaktor als Prinzip der Einheit ordnet die einzelnen Teile dem Ganzen zu.<sup>3</sup> – Dieses philosophische Prinzip tönt recht abstrakt, aber man braucht es nur anzuwenden, dann sind seine praktischen Auswirkungen sofort spürbar. Ein Beispiel hierfür findet sich unter anderem in der Ekklesiologie.

«Für Cyprian (von Karthago) wie für Ignatius und Tertullian ist die Kirche *eine*, denn Christus ist auch der eine Herr: *Deus unus est, et una est ecclesia.*»<sup>4</sup> Die Kirche wird als eine Ganzheit verstanden, als ein einheitlicher Organismus, wie der menschliche Leib. Ausdrücke wie Kirche als «Leib Christi» oder als «mystischer Leib Christi» bezeugen das zur Genüge.

«Wie man in der Kirche als dem Leib Christi verschiedene Glieder unterscheiden kann, so setzt sich die eine und allgemein wahre Kirche in ihrer wirklichen, irdischen Erscheinung aus verschiedenen lokalen Kirchen zusammen, die deren Glieder sind: *Una ecclesia per totum mundum in multa membra divisa.*»<sup>5</sup> Die Kirche ist ihrem Wesen nach ökumenisch, denn sie ist über die ganze Welt verbreitet und umfaßt alle Kirchen: sowohl diejenigen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt bestehen, als auch diejenigen, die einmal vorhanden waren, und diejenigen, die noch sein werden. Nur diese über die ganze Welt hin verbreitete (per totum mundum) Kirche besitzt die ganze Fülle und die Einheit; die einzelnen lokalen Kirchen, die ja nur Glieder der einen und allein wahren Kirche sind, besitzen nur einen Teil der Fülle.»<sup>6</sup>

Der russisch-orthodoxe Theologe *Nicolas Afanassieff*, dem wir in unseren Ausführungen folgen, nennt eine solche Ekklesiologie (die für die lateinische Kirche typisch ist) eine *universelle Ekklesiologie*.

Eine solche impliziert wesensnotwendig ein zentralistisches Regierungssystem. Um es mit *Alexander Schmemmann* zu sagen: «Wenn man die Kategorien eines Organismus und der organischen Einheit auf die universelle Kirche anwendet und somit diese als Zusammenfassung aller örtlichen Kirchen versteht, so muß man zugeben, daß die Gegenwart einer einzigen, höchsten und universellen Gewalt in dieser unvermeidlich ist, denn diese ist die logische Folge der Lehre von einer als Organismus verstandenen Kirche.» Und Schmemmann folgert: «In der universellen Ekklesiologie ist der Primat notwendig und natürlich eine von Gott eingesetzte Gewalt und die Quelle jeder andern Gewalt in der Kirche. All das wurde in der römischen Lehre von der Kirche ausgearbeitet und endgültig gestaltet.»<sup>7</sup>

Das römische Kirchenverständnis war immer in Gefahr, mit dem Begriff der Katholizität die äußere, faktische Universalität der Kirche zu umschreiben. Dabei weisen auch katholische Theologen wie Rahner-Vorgrimmler ausdrücklich darauf hin, daß unter der Katholizität viel eher ein innerer qualitativer Aspekt gemeint sei, nämlich die Offenheit der Kirche für alle, weil die Erlösungstat Christi grundsätzlich allen Menschen zukommt.<sup>8</sup> Die Kirche als katholische vereinigt in sich Menschen «aus allen Nationen und Stämmen und Völkern und Sprachen» (Off 7, 9).

Ignatius von Antiochien, der als erster den Begriff «katholisch» auf die Kirche anwandte, schrieb: «Wo sich der Bischof zeigt, da sei auch die Gemeinde, gerade wie dort, wo Jesus Christus ist, die katholische Kirche ist.»<sup>9</sup> Mit andern Worten: die Katho-

lizität kommt jener Kirche als Prädikat zu, wo der Bischof mit seiner Gemeinde die Eucharistie feiert, der Lokalkirche also (eine Interpretation, die sich aus dem Kontext heraus geradezu aufdrängt).

Nach N. Afanassieff ist durch die universelle Ekklesiologie die Bezeichnung der Katholizität, welche nach der eucharistischen Ekklesiologie der vom Bischof geleiteten Kirche zukommt, auf die autokephale Kirche übertragen worden, welche in Wirklichkeit eine kirchenpolitische Größe ist.<sup>10</sup> A. Schmemmann untermauert dieses Argument mit dem Hinweis darauf, daß Autorität in der Kirche allein auf der sakramentalen Gnade gründe.

«Wie jeder Auftrag in der Kirche ist die Autorität eine Gnadengabe, eine Gnade, die mit dem Sakrament der Ordination verliehen wird; einzig und allein diese aus Gnade verliehene Autorität, die im Sakrament empfangen wird, ist denkbar in der Kirche, deren Wesen lautere Gnade ist. Die Kirche kennt in ihrer Hierarchie nur drei Stufen, und es gibt keine Gnadengabe, die höher wäre als diejenige des Bischofs. Die orthodoxe Kirche kennt keinerlei Charisma oder Sakrament des Primates: folglich gibt es keine andere Autorität als diejenige des Bischofs. Wenn diese höhere Macht vorhanden wäre, so müßte sie eine andere Natur besitzen als die Autorität aus Gnade, und folglich hätte sie ihren Ursprung anderswo als in der Kirche ...

Indes sehen wir, daß im «gültigen Recht» diese höchste Macht und Gewalt nicht nur vorhanden ist, sondern daß gerade auf diese die Kirche und das kirchliche Leben aufbaut werden, so daß diese Macht schließlich das Fundament ist, auf welchem der ganze Bau errichtet wird ... Nirgends erscheint der Bruch zwischen der Ekklesiologie und dem «gültigen Recht» so deutlich wie hier, in der allgemeinen Herrschaft des Gedankens einer «höchsten kirchlichen Macht». Das orthodoxe Bewußtsein hat diese Idee zunächst in ihrer römischen Gestalt verworfen, um sie sich dann höchst unbeschwert für die autokephalen Kirchen einzuverleiben, aber ohne ihr jemals eine ekklesiologische oder theologische Grundlage zu geben.»<sup>11</sup>

Wenn modernere orthodoxe Theologen wie Afanassieff, Schmemmann und Oliver Clément (um nur einige zu nennen) gegenüber der universellen Ekklesiologie mit ihrer äußerlich zentralistischen Organisation den sakramentalen Charakter der Kirche und die damit verbundene Bedeutung der Lokalkirche wieder in den Vordergrund zu stellen bemüht sind, so versuchen sie damit eine Entwicklung zu korrigieren, die nicht nur in der lateinischen Kirche, sondern auch in der Orthodoxie selbst feststellbar ist. Und dieses Anliegen, hinter den äußeren Machtstrukturen wieder das eigentliche Wesen der Kirche aufzudecken, ist zweifellos berechtigt und notwendig.

Anstelle der universellen Ekklesiologie vertreten diese Theologen eine eucharistische Ekklesiologie. «Die Kirche verwirklicht sich als Organismus, als Leib Christi, in der Eucharistie. Aber ebenso, wie die Eucharistie nicht ein Teil des Leibes Christi, sondern der ganze Christus ist, genau so ist die Kirche, die sich in der Eucharistie «realisiert», nicht ein Teil oder ein Glied des Ganzen, sondern Gottes ganze und unteilbare Kirche, die *ist* und überall in Erscheinung tritt. Da, wo die Eucharistie ist, da ist die ganze Kirche, und umgekehrt ist die Eucharistie nur da, wo sich die ganze Kirche, das heißt das gesamte, in seinem Bischof vereinigte Volk, befindet.»<sup>12</sup> Das bedeutet kurz zusammengefaßt, daß jede Ortsgemeinde, die sich um ihren Bischof oder dessen Vertreter zur Eucharistiefeier zusammenschließt, die ganze Kirche ist. «Die Unteilbarkeit des Leibes Christi bedingt die Fülle der Kirche, und zwar in jeder Ortskirche die ganze Fülle.»<sup>13</sup> Damit ist die Einheit der Kirche keineswegs in Frage gestellt.

N. Afanassieff schreibt: «In jeder Ortsgemeinde gewinnt die ganze Fülle der Kirche Gottes Gestalt, denn jene *ist* die Kirche Gottes und nicht nur ein

<sup>3</sup> Vgl. W. Brugger, «Philosophisches Wörterbuch», Freiburg Br. 1961, S. 97.

<sup>4</sup> Cyprian, Epist. 43, V, 2, zit. nach N. Afanassieff, «Das Hirtenamt der Kirche» in «Der Primat des Petrus in der orthodoxen Kirche», Zürich 1961, S. 11.

<sup>5</sup> Cyprian, Epist. 55, XXIV, 2; vgl. Epist. 36, IV, 1.

<sup>6</sup> N. Afanassieff, «Das Hirtenamt der Kirche: In der Liebe der Gemeinde vorstehen» in «Der Primat des Petrus in der orthodoxen Kirche», S. 11 f.

<sup>7</sup> A. Schmemmann, «Der Begriff des Primates in der orthodoxen Ekklesiologie» in «Der Primat des Petrus in der orthodoxen Kirche», S. 126 f.

<sup>8</sup> K. Rahner/H. Vorgrimmler, «Kleines theologisches Wörterbuch», Freiburg Br. 1961, S. 195.

<sup>9</sup> Ignatius von Antiochien, Epist. ad Smyrn. 8, 2.

<sup>10</sup> Vgl. «Der Primat des Petrus in der orthodoxen Kirche», S. 64.

<sup>11</sup> A. Schmemmann, «Der Begriff des Primates in der orthodoxen Ekklesiologie» in «Der Primat des Petrus in der orthodoxen Kirche», S. 122 f.

<sup>12</sup> A. Schmemmann, ebd. S. 128.

<sup>13</sup> N. Afanassieff, «Das Hirtenamt der Kirche» in «Der Primat des Petrus in der orthodoxen Kirche», S. 27.

Teil davon. Es mag eine Vielfalt von Gestalten der Kirche geben, aber diese selbst bleibt immer eins und eine, denn sie ist immer sich selbst gleich ... Die Mehrzahl der Ortsgemeinden zerstört die Einheit der Kirche Gottes keineswegs, denn die Mehrzahl der Feiern des Herrenmahles und der dazu Versammelten löst die Einheit der Eucharistie weder im Raum noch in der Zeit auf. In der Kirche sind die für uns gegensätzlichen Begriffe von der Einheit und der Vielheit nicht nur überwunden, sondern jeder von beiden ist im andern auch enthalten. In der sichtbaren Wirklichkeit bezeugt sich die Einheit der Kirche in der Vielfalt der Ortsgemeinden, und die Vielfalt der Ortsgemeinden gewährleistet die Einheit der Kirche Gottes in Christus. »<sup>14</sup>

Die Lokalkirche ist demnach, wie *Olivier Clément* zu Recht betont, die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche, vereint in der Eucharistie. «Im Bischof» aktualisiert sie den Leib Christi – und der Leib Christi ist unteilbar. Auf diese Weise gründet sich die Einheit der universellen Kirche. Alle Lokalkirchen identifizieren sich im Leib Christi, den jede manifestiert. *Ihre Kommunion ist eine eucharistische Konsubstanzialität, bedingt durch die Identität des Glaubens.* Eine Kirche kann deshalb die Fülle nur in der Kommunion aller manifestieren. Jede Kirche ist für die anderen verantwortlich. Jede Kirche «erhält» das Zeugnis der andern, und diese Wechselseitigkeit des Zeugnisses bestätigt, daß sie, jede einzelne und alle zusammen, die universelle Kirche sind. Dies sind die Grundlagen der eucharistischen Ekklesiologie, wie sie in unserer Epoche vor allem durch N. Afanassieff wiederentdeckt worden sind ... Diese kommunionisierende Einheit äußert sich im Bischofskollegium, in Analogie zum apostolischen Kreis. »<sup>15</sup>

Jeder Bischof bezeugt also den wahren Glauben seiner Gemeinde. Die äußerlich sichtbare Einheit der Kirche besteht darin, daß die verschiedenen Bischöfe den gleichen Glauben manifestieren. Dies führt uns zur Frage nach der eigentlichen Funktion der Bischöfe und ihrer Versammlung in Synoden und Konzilien.

### Der Bischof als Zeuge des christlichen Glaubens

«Für die ganze petrinische Überlieferung, welcher auch die Byzantiner folgen, ist die Sukzession Petri mit dem Bekenntnis des wahren Glaubens verbunden. Dieses Bekenntnis wird jedem Christen bei seiner Taufe anvertraut, aber eine besondere Verantwortung ist – gemäß der Lehre des heiligen Irenäus von Lyon – denen überbunden, welche die apostolische Sukzession empfangen haben, um in jeder örtlichen Kirche auf dem Thron Christi selbst zu sitzen, das heißt den Bischöfen: dies gilt für jeden von ihnen, da jede Ortsgemeinde die gleiche Fülle und Gnade besitzt. Die Lehre der byzantinischen Theologen deckt sich also mit der Ekklesiologie des heiligen Cyprian über den Lehrstuhl Petri; es gibt keine Mehrzahl von Bischofsstühlen, es gibt nur einen, den Stuhl Petri: und alle Bischöfe nehmen – innerhalb der bestimmten Kirche, welcher sie vorstehen – jeder für seinen Teil diesen selben und alleinigen Stuhl ein. »<sup>16</sup>

Diese Auffassung schließt die Vorherrschaft eines Bischofs gegenüber den andern Bischöfen aus. Nicht umsonst ist jeder Bischof auf eine bestimmte Lokalkirche hin geweiht und führt deren Namen in seinem Titel. Jeder Bischof ist gleichberechtigter Vorsteher seiner Lokalkirche, denn in jeder Lokalkirche ist ja der ganze Christus verkörpert. Und das war auch die Praxis in den ersten drei Jahrhunderten christlicher Zeitrechnung: die lokalen Kirchen waren mit ihren Bischöfen autonom und unabhängig. Erst mit der Entfaltung einer universellen Ekklesiologie, die sich an den staatlichen Strukturen des christlich gewordenen Kaiserreiches orientierte, wurde die Totalität der einzelnen Lokalkirchen immer weniger gewürdigt. (Ein sprechendes Beispiel für die «Abwertung» der Bedeutung der Lokalkirchen ist der Brauch, Bischöfen einen Titel zu verleihen, hinter dem überhaupt keine Gemeinde mehr steht.)

<sup>14</sup> N. Afanassieff, ebd. S. 27 f.

<sup>15</sup> Olivier Clément, «L'Eglise orthodoxe», Paris 1965, S.74.

<sup>16</sup> Jean Meyendorff, «Der heilige Petrus, sein Primat und seine Sukzession in der byzantinischen Theologie» in «Der Primat des Petrus in der orthodoxen Kirche», S.116.

Ursprünglich wurde der Bischof auch aus und von der Gemeinde bestimmt und nicht von einer übergeordneten Gewalt eingesetzt. Aber die Weihe empfängt er durch die bereits geweihten Vorsteher anderer Gemeinden, nicht von einem allein, sondern von mehreren, und das mit Grund. «... die Weihe eines Bischofs durch andere Bischöfe ist in erster Linie ein Zeugnis, daß der von der Kirche gewählte auch der von Gott Auserwählte ist und daß durch diese Wahl und Weihe die Identität dieser Kirche mit den andern Kirchen – im Glauben, im Leben, in der Gnade Gottes – die Identität von Gottes Kirche ist, die an allen Orten Wohnung nimmt. Es handelt sich hier also nicht um einen Akt der «Übertragung» an einen Dritten dessen, was mehrere andere besitzen, oder um die Übertragung «ihrer» eigenen Begabung auf einen andern, sondern um das Zeugnis, daß dieselbe Gabe, die sie innerhalb der Kirche von Gott empfangen haben, dem oder jenem Bischof in der oder jener bestimmten Kirche verliehen worden ist. »<sup>17</sup>

Das Bischofsamt ist aus dieser Sicht heraus nicht eine Macht über die Kirche, sondern ein Dienst, ein Zeugnis in und für den Leib Christi und – durch die Gnade des Hl. Geistes – für das Erlösungswirken Jesu Christi. «Jede Kirche besitzt in sich die Fülle; die Einheit des Bischofs und des Volkes sind das Zeugnis und der Ausdruck dieser Fülle; die Identität dieser Fülle und dieser Einheit aber mit derjenigen der *einen* Kirche Gottes wird bezeugt durch die Weihe des gewählten Bischofs durch die andern Bischöfe. »<sup>18</sup>

Die Bischofsweihe bedeutete in ihrer ursprünglichen Form zugleich eine Bestätigung für die Rechtgläubigkeit jener Gemeinde, deren von ihr gewählter Vorsteher durch die Vorsteher der Schwesterkirchen geweiht wurde. Von dieser Auffassung leitet sich auch das Prinzip ab: «Die Autorität des Bischofs kann sich nur in der Gemeinde manifestieren oder im Namen der Gemeinde, welcher er vorsteht und die er im eucharistischen Leib integriert. »<sup>19</sup> Das heißt konkret, daß der einzelne Bischof innerhalb des Bischofskollegiums seine Gemeinde zu vertreten hat (und nicht umgekehrt das Bischofskollegium seiner Gemeinde gegenüber). Hierbei sei wieder einmal daran erinnert, daß das kirchliche Lehramt sich stets nur als die Artikulation des übereinstimmenden religiösen Bewußtseins der Gläubigen verstand und versteht, nach dem Grundsatz: «Was die Gläubigen in geschlossener Allgemeinheit zu irgendeiner Zeit als offenbarte Wahrheit geglaubt haben, ist göttliche Tradition. »<sup>20</sup> Der «consensus fidelium», bestätigt auf einer ersten Artikulationsstufe durch den «consensus patrum et theologorum», bildet die Grundlage jeder Lehrentscheidung in Glaubensfragen. Damit ist bereits die Rolle des gläubigen Laien und des ihm verliehenen «königlichen Priestertums» angedeutet.

«Die Gemeinschaft der Bischöfe – der Episkopat in solidum des hl. Cyprian – bezeugt die Übereinstimmung ihrer Kirchen in der einen Kirche. Das ist die konziliare Wirklichkeit der Kirche. Sie äußert sich gelegentlich in Lokalkonzilien, die bis zum heutigen Tag niemals aufgehört haben und an welchen oft auch Bischöfe anderer Regionen teilnehmen. Unter bestimmten historischen Bedingungen, dem christlichen Kaiserreich, äußerte sich diese Konziliarität in den Ökumenischen Konzilien, und sie kann es neuerlich unter Anpassung der Formen an unsere Epoche. Aber die häufigste Form einer wirklich permanenten Konziliarität besteht in der «Annahme» einer lokalen Bestimmung durch alle Kirchen, das heißt durch die Gesamtheit des bischöflichen Kollegiums, die auf diese Weise im Erbe der universellen Kirche ihren Platz findet. Schließlich strukturiert sich diese Konziliarität durch ihren eigenen Willen um bestimmte Zentren des Primates. »<sup>21</sup>

In Analogie zum Kreis der Apostel anerkennt die orthodoxe

<sup>17</sup> A. Schmemann «Der Begriff des Primates in der orthodoxen Ekklesiologie» in «Der Primat des Petrus in der orthodoxen Kirche», S.133.

<sup>18</sup> A. Schmemann, ebd. S.134.

<sup>19</sup> O. Clément, «L'écclésiologie orthodoxe comme ecclésiologie de communion» in «Contacts», No 61, Paris 1968, S.21.

<sup>20</sup> «Lexikon für Theologie und Kirche» Bd.III, Sp. 43 (cf. Lang II<sup>3</sup>, 289).

<sup>21</sup> Olivier Clément, «L'Eglise orthodoxe», Paris 1965, S.74 f.

Ekklesiologie auch dem Bischofskollegium bestimmte Befugnisse zu, «bedingt durch die Sorge um die kirchliche Ordnung, deren Grenzen von den Konzilien und – für die Byzantiner – auch von den «sehr gottesfürchtigen Kaisern» bestimmt werden». «Wie es im Kreis der Apostel einen Primas gab, so gibt es unter den Bischöfen einen Primas. Dieser Primat ist eine Art notwendiger Krönung der andern Maßnahmen, welche die Konzilien zur Aufrechterhaltung derselben «kirchlichen Ordnung» allenthalben getroffen haben: um die Errichtung der von einem Metropoliten geleiteten Kirchenprovinzen, der Patriarchate und der autokephalen Gebiete zu gewährleisten.»<sup>22</sup>

So beruhte die besondere Autorität, welche auch die östlichen Kirchen Rom zuerkannten, nicht nur auf dem «petrinischen» Charakter Roms, sondern ebenso auf seiner Stellung als Zentrum des römischen Reiches. Als Beleg wird immer wieder der – von Rom nicht angenommene – 28. Kanon des Konzils von Chalkedon angeführt, in dem es heißt: «Mit Recht haben die Väter dem alten Rom Vorrechte zuerkannt, da diese Stadt der Sitz des Kaisers und des Senates war ...»<sup>23</sup> Eine Parallele hierzu findet sich in der Vorrangstellung des Patriarchen von Konstantinopel, bzw. von Byzanz, der alten Kaiserstadt am Bosphorus.

Der Primat ist in den Augen der orthodoxen Theologen primär eine kirchenpolitische Einrichtung. Er bedeutet ein besonderes Ansehen, aber doch nur als Vorrang unter Gleichen, die eine Einheit in der Wahrheit des Glaubens bilden. Der 34. apostolische Kanon umschreibt diese Einheit folgendermaßen: «Es gehört sich, daß die Bischöfe jedes Volkes wissen, welcher unter ihnen der Erste ist, und daß sie diesen als ihr Haupt anerkennen, daß sie außerhalb ihrer eigenen Kirche nichts tun, ohne vorher mit diesem darüber beraten zu haben ... Aber auch der Erste soll nichts tun, ohne es mit allen andern zu besprechen ... Nur so wird es Einheit im Denken geben und Gott verherrlicht werden durch den Herrn im Heiligen Geist ...»<sup>24</sup> A. Schmemmann gibt hierzu folgende Erläuterung: «Dieser Kanon definiert den regionalen Primat klar: dieser ist keine Regierungsgewalt, denn der Primas unternimmt nichts, ohne mit allen darüber zu beraten; dieser Primat zeigt sich in der Einheit der Gedanken aller Bischöfe und somit in der Übereinstimmung

aller Kirchen.»<sup>25</sup> Der Primat ist gewissermaßen ein Kristallisationspunkt der Übereinstimmung oder, wie es Schmemmann formuliert, ein «Übereinstimmungsmittelpunkt» der verschiedenen Lokal- und Regionalkirchen. Dieser findet nach orthodoxer Ansicht seinen sprechendsten und klarsten Ausdruck in der Institution der Konzilien.

(Schluß folgt)

Robert Hotz

<sup>22</sup> A. Schmemmann, «Der Begriff des Primates in der orthodoxen Ekklesiologie» in «Der Primat des Petrus in der orthodoxen Kirche», S.138.

## Eingesandte Bücher

*Foucauld Charles de:* Beten, Lieben, Glauben. Unveröffentlichte Meditationen. Rex-Verlag, Luzern 1970. 151 S., Leinen.

*Helbling Kaspar:* Magie oder Leben? Liturgie als Lebensaustausch zwischen Gott und Mensch. Rex-Verlag, Luzern 1969. 142 S., laminiert.

*Huonder Quirin:* Das Unsterblichkeitsproblem in der abendländischen Philosophie. Reihe: Kohlhammer Urban-Taschenbücher, Bd. 127. Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart 1970. 155 S., laminiert.

*Kasper Walter:* Die Heilssendung der Kirche in der Gegenwart. Pastorale. Handreichung für den pastoralen Dienst. Einleitungsfaszikel. Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 1970. 89 S., Paperback.

*Laloux Joseph:* Seelsorge und Soziologie. Eine praktische Einführung für die Gemeindeführung. Rex-Verlag, Luzern/München 1969. 392 S., Leinen.

*Münchener Arbeitskreis «Firmung» (Hrsg.):* Arbeitsblätter für den Firmunterricht. Benziger-Verlag, Zürich 1970. 80 S. Lehrerausgabe Fr. 3,80. Schülerausgabe Fr. 2,80.

*Onimus Jean:* Vom Denken nicht mehr dispensiert. Der Christ vor unausweichlichen Fragen. Rex-Verlag, Luzern 1969. 247 S., Leinen.

*Schiffers Norbert:* Fragen der Physik an die Theologie. Die Säkularisierung der Wissenschaft und das Heilsverlangen nach Freiheit. Patmos-Verlag, Düsseldorf 1968. 272 S., Paperback.

*Schilling Alfred:* Votivmessen I. Thematische Meßformulare für jeden Tag. Verlag Hans Driewer, Essen 1970. 285 S., Leinen.

*Schwy Günther:* Weg ins Neue Testament (Kommentar und Material), Band 3, Paulusbriefe. Echter-Verlag, Würzburg 1968. 416 S., brosch.

*Schleier Heinz Robert:* Aporie und Glaube. Schriften zur Philosophie und Theologie. Kösel-Verlag, München 1970. 353 S., Leinen.

*Schleier Heinz Robert:* Veränderungen im Christentum. Reihe: Theologia publica, Bd. 12. Walter-Verlag, Olten 1969. 130 S., Paperback.

*Schmid Rudolf/Ruckstuhl Eugen/Vorgrimler Herbert:* Unheilslast und Erbschuld der Menschheit. Das Problem der Erbsünde. Rex-Verlag, Luzern 1969. 144 S., laminiert.

*Schneider Theodor:* Gewandeltes Eucharistieverständnis? Reihe: Theologische Meditationen, Bd. 24. Benziger Verlag, Zürich 1969. 62 S., kart.

*Schoeck Helmut:* Kleines Soziologisches Wörterbuch. Reihe: Herder-Bücherei, Bd. 312/13. Verlag Herder, Freiburg i. B. 1969. 378 S., Paperback.

*Schreier O. antwortet Simons E.:* Revolution in der Kirche? Kritik der kirchlichen Amtsstruktur. Reihe: Das theologische Interview 3. Patmos-Verlag, Düsseldorf 1969. 96 S., Paperback.

*Stemberger Günter:* La symbolique du bien et du mal selon saint Jean. Parole de Dieu. Editions du Seuil, Paris 1970. 273 S., laminiert.

*Stone Dres. Hannah und Abraham:* Das Ehelexikon. Schweizer Spiegel Verlag, Zürich 1970. 264 S., Leinen.

*Universität Wien,* Akten des XIV. Internat. Kongresses für Philosophie Wien: 2.-9. Sept. 1968. Bd. IV: Ethik und Wertphilosophie; Ästhetik und Kunstphilosophie; Naturphilosophie; Kulturphilosophie; Geschichtsphilosophie. Herder-Verlag, Wien 1969. 608 S. Brosch.

*Vischer Lukas:* Die eine ökumenische Bewegung. Die Gemeinsame Arbeitsgruppe zwischen der röm.-kath. Kirche und dem Ök. Rat der Kirchen, Berichte und Dokumente 1965-1969. Reihe: Polis, Bd. 40. Evang. Zeitbuchreihe. EVZ-Verlag, Zürich 1969. 128 S., kart.

*Vorgrimler H./Vander Gucht R. (Hrsg.):* Bilanz der Theologie im 20. Jahrhundert. Bd. 2: Die Theologie im 20. Jahrhundert. Herder Verlag, Freiburg i. B. 1969. 453 S., Leinen geb.

*Vorgrimler Herbert/Vander Gucht Robert:* Bilanz der Theologie im 20. Jahrhundert. Bahnbrechende Theologen. Herder-Verlag, Freiburg i. B. 1970. 329 S., Leinen.

*Waldenfels Hans:* Glauben hat Zukunft. Orientierungspunkte. Herder-Verlag, Freiburg i. B. 1970. 215 S., laminiert.

*Will Wiltrud und Michael R.:* Wir leben in Mischehe. Evangelische und katholische Ehepartner reden, um zu helfen. Rex-Verlag, München 1969. 286 S., Leinen.

<sup>22</sup> Jean Meyendorff, «Der heilige Petrus, sein Primat und seine Sukzession in der byzantinischen Theologie» in «Der Primat des Petrus in der orthodoxen Kirche», S.117.

<sup>23</sup> Vgl. Jean Meyendorff, ebd. S. 96.

<sup>24</sup> Vgl. die zwei Textvarianten bei Mansi, vol. I, S. 35 und 54.

**Herausgeber:** Institut für weltanschauliche Fragen

**Redaktion:** Mario von Galli, Ladislaus Boros, Max Brändle, Jakob David, Albert Ebnetter, Robert Hotz, Ludwig Kaufmann, Josef Renggli, Raymund Schwager

**Anschriften** von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (051) 36 07 60

**Bestellungen, Abonnemente:** Administration

**Einzahlungen:** Schweiz: Postcheck 80-27842  
Deutschland: Postscheckkonto: Stuttgart 6290  
(Orientierung), Zürich - Österreich: Sparkasse  
der Stadt Innsbruck, Postscheck 60.675 (Vermerk  
(Orientierung) 26849) - Frankreich: Crédit Com-  
mercial de France, CCP 1065 (Orientierung) C. E.  
Suisse No 020/081.736 - Italien: Da Libreria  
Editrice della Pont. Università Gregoriana den  
Abonnentenzahlungsdienst aufgegeben hat, Zah-  
lungen direkt auf unser Postcheckkonto Zürich  
80-27842 erbeten.

**Abonnementspreise:** Ganzes Jahr: sFr. 19.— /  
DM 19.— / öS 125.— / FF 28.— / bFr. 250.— /  
Lire 3000.— / dän. Kr. 35.— / US \$ 5.—  
Halbjahr- und Studentenabonnement: sFr. 11.— /  
DM 11.— / öS 70.—

Gönnerabonnement: sFr. 25.—

Einzelexemplar: sFr./DM 1.50 / öS 9.—